Band 930 • DM 2,20

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Stigma

Band 930 • DM 2,20
Schweiz Fr.2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Das Stigma

John Sinclair Nr. 930

von Jason Dark

erschienen am 30.04.1996

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Das Stigma

Die Dunkelheit umgab mich wie ein blauschwarzes, wattiges Gefängnis, als ich erwachte. Ich hörte das Knarren der alten Sprungfedern unter mir, aber dieses Geräusch hatte mich nicht aus dem Schlaf gerissen. Ich richtete mich auf und blieb zunächst einmal im Bett sitzen, wobei mir sofort der feine Schweißfilm auffiel, der sich auf meiner Stirn und auch auf dem Körper gebildet hatte.

Dafür war der Mund trocken. Ich hätte mich gern geräuspert oder mich frei gehustet, spürte aber instinktiv, daß dieses Geräusch fehl am Platze war.

Deshalb blieb ich ruhig sitzen und wünschte mir das Geräusch zurück, das ich gehört hatte, trotz des Schlafs, da war ich mir sicher.

Jetzt war es still. Keine Wiederholung. Es blieb auch still, und ich hätte mich eigentlich beruhigen können, aber die innere Gespanntheit blieb. Ich war hellwach, drehte den Kopf und schaute mich in dem kleinen Zimmer um.

Es lag sehr hoch, dicht unter dem Dach in einem Haus, das direkt an einen steilen Hang gebaut worden war und zusammen mit den anderen Häusern dort klebte wie ein großes Schwalbennest.
Die Wände waren kahl. Es gab keine Bilder, keine Tapeten, nur das schmale Fenster und ein schlichtes Holzkreuz, das an der hellen Wand seinen Platz gefunden hatte, ungefähr zwischen Bett und Schrank.
Auf dem halbhohen Schrank stand eine große Schale, in der sich Wasser befand.
Ich atmete aus. Allmählich schaffte ich es auch, mich wieder zu beruhigen. Dabei überlegte ich, ob ich eine Etage tiefer gehen sollte, wo Marcia Morana schlief, deretwegen ich überhaupt in dieses einsame Abruzzendorf gekommen war.
Mein Blick fiel auf die Uhr am linken Handgelenk.
Drei Minuten nach Mitternacht.
Die Zeit, die bei mir für ein Stirnrunzeln sorgte. Abergläubige Menschen mieden die erste Stunde des Tages. Ich gehörte nicht zu ihnen, aber ich hatte schon Dinge erlebt, von denen andere nicht mal träumten. Als Menschenfreund wünschte man ihnen derartige Träume nicht. Dieser Fall, der in London seinen Anfang genommen hatte, war rätselhaft genug.
Ich saß noch immer auf dem alten Bett und wußte nicht mal, wieviel Zeit vergangen war. Es kam mir alles so fremd und leer vor. Die hellen Wände sahen so aus, als wären sie mit irgendwelchen glatt gezogenen Leichentüchern bespannt worden.
Das leise Räuspern brachte mich zurück in die Wirklichkeit und weg von diesem ungewöhnlich traumatischen Zustand.
Ich drehte mich um. Dabei hörte ich wieder die Musik der Sprungfedern.
Dann stand ich auf dem alten Steinfußboden, der trotz der Wärme draußen eine gewisse Kühle abstrahlte.
Einen alten Holzhocker gab es auch noch. Dort hatte ich meine Kleidung abgelegt. Die Hose, das Hemd, auch die leichte Jacke. Zwischen ihr und der Hose lag versteckt die Beretta nebst der weichen Waffentasche, die ich an meinem Gürtel befestigen konnte.
Sehr leise zog ich mich an. Es geschah instinktiv. Wie bei einem Menschen, der nicht wollte, daß er gehört wurde. Das Rascheln der Kleidung beim Anziehen blieb neben meinem Atmen das einzige Geräusch.
Fertig angezogen blieb ich neben dem Bett stehen und dachte darüber nach, was ich unternehmen sollte. Zunächst einmal hier oben bleiben, um die Geräuschquelle zu suchen. Oder tollte ich nach unten gehen und nach Man sehen?
Ich würde beides tun. Zunächst einmal wollte ich hier oben bleiben. Die Laute oder Geräusche waren möglicherweise nicht in meinem

Zimmer aufgeklungen, sie hätten auch von draußen durch das schmale Fenster dringen können, und an das trat ich heran, es stand sogar offen. Ich schnupperte die zahlreichen Gerüche, ohne sie bestimmen zu können.

Es war eine dieser seltsamen Nachte. Nicht völlig finster, aber auch nicht vollmondhell.

Das Haus befand sich ziemlich weit oben am Hang. Es gehörte zu den letzten. Die anderen Bauten verteilten sich unter mir, und in der Dunkelheit waren die schmalen Gassen so gut wie nicht zu erkennen.

Sie verliefen sich in der düsteren Finsternis wie leere Schläuche, die darauf warteten, irgendwann mit Wasser gefüllt zu werden.

Ich schaute ziemlich steil nach unten und stellte fest, daß sich in den Gassen nichts bewegte. Dann änderte ich meine Blickrichtung und nahm mir die Dächer der Häuser vor, die unter mir lagen und sich dabei unterschiedlich hoch verteilten. Eine starre Kaskade aus terrakottafarbenen Ziegeln, die im Schutz der Nacht dunkelgrau aussahen.

Licht gab es in dieser Ortschaft anscheinend nicht. Sosehr ich mich auch anstrengte, ich entdeckte kein Zimmer, das beleuchtet gewesen wäre.

Hinter all den Scheiben lauerte die Dunkelheit ebenso wie vor ihnen.

Ein Bergdorf, das schlief…

So zumindest sah es aus. Aber das wollte ich nicht hinnehmen. Ich war nicht grundlos geweckt worden. Es hatte da etwas gegeben, das sich nun zurückgezogen hatte.

Wie lange? Für immer? Hatte mich dieses Andere nur mißtrauisch machen wollen?

Eine Antwort erhielt ich nicht. Während ich mir den dunklen Himmel anschaute, an dem nur hin und wieder ein Stern schimmerte, als hätte er sich verloren, versuchte ich, mir das Geräusch in die Erinnerung zurückzuholen. Ich wollte herausfinden, was es gewesen war, aber es gelang mir nicht. Ich hatte es vergessen.

Oder war es eine Täuschung?

Das wollte ich nicht akzeptieren. Außerdem war ich nicht zum Spaß in dieses verlassen wirkende Dorf gekommen, in dem zwar Menschen lebten, die sich aber bewegten wie Geister, als wollten sie mit der übrigen Welt nichts zu tun haben.

Die Berge sahen in der Dunkelheit aus wie ein Meer mit hohen Wellen, die irgendwann einmal mitten in der Bewegung erstarrt waren. Mal kantig, mal flacher, und weit in der Ferne, wo auch normalen Straßen die Landschaft zerschnitten, sah ich in der klaren Luft hin und wieder ein Licht. Zumeist bewegte es sich. Ein Beweis dafür, daß dort Autos herfuhren. Dies wiederum bewies mir, daß ich mich nicht in der Vergangenheit befand, in der es noch keine Autos

gegeben hatte, obwohl man in dieser Umgebung schon den Eindruck haben konnte. Es war wohl die einsamste Gegend Italiens.

Noch immer stand ich am Fenster und war zu keinem Entschluß gelangt.

Mittlerweile waren mehr als zehn Minuten vergangen. Ich entschloß mich zu einem letzten Rundblick und beugte mich dabei auch etwas weiter nach vorn, um tiefer in den Ort hineinschauen zu können.

Zu sehen war nichts anderes als zuvor auch - oder?

Ich stutzte plötzlich. Meine Augen weiteten sich automatisch, denn ich wollte mehr sehen. Der Ort glich einem finsteren Labyrinth, das sich aus Gängen, Höhlen und Mauern zusammensetzte und zudem noch zahlreiche Verstecke bot.

Da hatte sich etwas bewegt!

Ich war plötzlich sehr sicher. Schräg unter mir, wo die Straße in Serpentinen zu den Häusern führte.

Auf ihr bewegte sich etwas.

Ich holte tief Luft und beugte mich noch weiter vor. Ich wünschte mir einen starken Scheinwerfer herbei, um in diese Gassen und Straßen hineinleuchten zu können, denn meine kleine Lampe brachte nicht genügend Licht.

Aber auch ohne Scheinwerfer waren die Bewegungen zu erkennen.

Was war dort unten?

Ein riesiger, dunkler Wurm, der sich leise durch die Finsternis bewegte.

Ein Schaben oder ein leises Trappeln war jedoch zu hören. Schritte, die sich über das unebene Gestein bewegten? Verursacht von Menschen, die sich zu einer Art Prozession vereinigt hatten?

Ich wartete weiter.

Und meine Spannung wuchs, denn die Geräusche verstärkten sich noch.

Sie kamen näher, genau auf mich zu!

Ich empfand schon so etwas wie eine Beklemmung, und ein kaltes Rieseln durchfuhr mich, als ich weiterhin stehenblieb, lauschte und in die Tiefe starrte.

Die Dunkelheit bewegte sich. Was sich dort tat, war ebenfalls dunkel und hob sich kaum von der Schwärze zwischen den Mauern der Gasse ab.

Obwohl es wirkte, als wäre ein großer Wurm oder ein anderes Tier dabei, sich durch die engen Kehren zu bewegen, waren es doch Menschen, die den Weg eingeschritten hatten.

Ihr Ziel mußte einfach das Oberdorf sein, wo ich noch immer nach unten schaute.

Die Prozession näherte sich. Jetzt war mir klar, welche Geräusche mich geweckt hatten.

Mal ein scharfes Atmen, ein leises Hüsteln, jemand räusperte sich auch, und etwas fiel mir dabei auf. Ich hörte keine Männerstimmen. Das Hüsteln und Räuspern stammte hauptsächlich von Frauen, die sich zusammengefunden und auf den Weg gemacht hatten.

Zu mir?

Unter anderem, aber ich war nicht das einzige Ziel. Da gab es noch eine Frau namens Marcia Morana, die ein Zimmer unter mir schlief. Sie hatte sich bisher nicht gerührt. Ihr Schlaf mußte tief und fest sein.

Erinnerungen an unsere erste Begegnung kamen mir in den Sinn, doch ich schaffte es, sie zurückzudrängen. Ich mußte jetzt einen kühlen Kopf bewahren und wollte auch nicht zu Marcia gehen. Wenn der Besuch ihr galt, konnte ich zunächst im Hintergrund bleiben und ihr Rückendeckung geben.

Die Frauen gingen nicht schneller und hoben sich tatsächlich deutlicher von dem schwarzgrauen Hintergrund ab. Kein Licht erreichte sie, und sie selbst schalteten auch keine Taschenlampen ein oder entzündeten Fackeln. Der Weg wurde in der Finsternis weitergeführt.

Ich konzentrierte mich auf die letzte Kehre und wartete, bis die ersten Gestalten dort erschienen.

Nur Sekunden vergingen, als ich die Bewegung wahrnahm. Die Schwärze entließ die Menschen, die nicht mehr weitergingen, sondern sich sammelten, wobei die ersten den nachfolgenden Frauen einen entsprechenden Platz schufen.

Es sah so aus, als hätten sie ihr Ziel erreicht. Es gab auch kein Weiterkommen mehr. Sie hätten die letzten Meter bis zu meinem Haus zurücklegen können, nur ein kurzer Anstieg wäre es noch gewesen, um den Eingang zu erreichen, aber das taten sie nicht.

Man wartete, bis auch die letzte Person es geschafft hatte, diesen kleinen Platz zu erreichen.

Wieder dieses Rücken, das Platzschaffen, das Flüstern. Zwar von mehreren Stimmen abgegeben, aber trotzdem nicht unbedingt so laut, daß ich hätte Worte verstehen können.

Mein Italienisch war nicht besonders gut, aber verständigen konnte ich mich in dieser Sprache. Ich brauchte auch nicht zu verhungern. Da ich in diesen Ort als Fremder gekommen war, wußte man sicherlich über mich Bescheid, obwohl ich noch nicht von irgendwelchen Leuten angesprochen worden war. Man hatte mich einfach nicht zur Kenntnis genommen oder nehmen wollen.

So blieb ich am Fenster stehen und wartete. Es mußte sich doch etwas tun. Die Frauen hatten sich nicht grundlos in der ersten halben Stunde des neuen Tages versammelt. Irgend etwas würde laufen müssen, eine andere Lösung gab es nicht.

Sie rückten noch enger zusammen. In der Finsternis sah es aus, als

wäre eine Welle dabei, sich zu bewegen, die schließlich stoppte. Dann erschienen über den Schatten hellere Flecken, mit deren Existenz ich zunächst nicht zurechtkam, bis mir einfiel, daß die Flauen ihre Köpfe zurückgelegt hatten, um in die Höhe schauen zu können. Diese hellen Flecken waren Gesichter!

Wer schaute, der hatte auch ein Ziel.

Um meine Lippen huschte ein Lächeln, denn ich hatte erkannt, daß sie an der Wand des Hauses in die Höhe blickten. Für einen Moment erstarrte alles unter mir. Ich hörte einfach nichts mehr, keine Stimmen, kein Räuspern, es blieb so still.

Sekunden später wehten mir Stimmen entgegen. Nicht unbedingt laut, man sprach leise, aber all die Einzelstimmen vermengten sich zu einem für mich flüsternden Windstoß, der gegen die Hauswand, das Fenster und meine Ohren wehte.

Worte, die sich zu einem Satz zusammenfügten. Immer wieder dieselben Worte.

Ich kam damit nicht zurecht. Es war wie ein Windstoß, der sich kurz vor dem Erreichen meiner Ohren aufteilte, aber er hörte sich auch unheimlich an.

Ich hatte mich wieder etwas zurückgezogen, damit sich meine Gestalt nicht in der Fensteröffnung abmalte. Hören konnte ich die Frauen allerdings weiterhin.

Da war plötzlich ein Vorhang zur Seite gerissen worden, denn auf einmal verstand ich sie auch.

Sie sprachen immer denselben Satz. Jetzt wußte ich, daß sie ihn schon einmal gesagt hatten, allerdings tiefer im Ort, denn er hatte mich aus dem Schlaf gerissen.

Dabei war ich nicht mal gemeint, sondern die Frau, mit der ich gekommen war.

»Sie ist wieder da! Sie ist wieder da! Sie ist wieder da…«

***

Ich blieb auf meinem Platz stehen und hörte einfach nur zu. Die Stimmen blieben. Sie wurden nicht lauter, nicht intensiver, und sie schwangen auf einer Ebene. Es war wie das Heranrollen einer Botschaft, die allerdings meiner Begleiterin galt, denn Marcia war in diesem Ort bekannt. Hier hatte alles für sie begonnen. Hier hatte sie das Blut des Engels auffangen können, war damit nach England gegangen und hatte sich als Heilerin einen Namen gemacht. Mit Hilfe des Blutes war sie in der Lage gewesen, auch große Wunden bei Menschen zu schließen.[1]

Es blieb dabei nichts zurück, was ich am eigenen Leibe erlebt hatte, denn ich war durch den Messerstoß eines Mannes namens Bill Gates schwer verletzt worden. Wäre Marcia nicht gewesen, wäre ich

womöglich verblutet. Aber ich lebte, ich war in Italien und verdankte ihr mein Leben.

Tief atmete ich durch, während ich nach wie vor steif vor dem offenen Fenster stand.

Wie Wellen rollten die Worte weiterhin zu mir hoch. Und der Satz blieb.

»Sie ist wieder da. Sie ist wieder da…«

Es galt einzig und allein nur ihr. Ich war außen vor und dachte daran, daß Marcia eigentlich längst hätte wach sein müssen, um auch zu reagieren.

Davon merkte ich nichts. Auch die Frauen reagierten nicht so wie Personen, die eine andere über sich am Fenster gesehen hätten. Sie blieben bei ihrer Aussage, als wollten sie die Person auch weiterhin locken.

Natürlich dachte ich darüber nach, wie ich mich verhalten sollte.

Hinuntergehen, den anderen etwas zurufen, sich konkreter auszudrücken und mir zu sagen, was sie von Marcia wollten?

Nein, ich ließ es bleiben. Etwas anderes war viel wichtiger. Ich wollte der Mann im Hintergrund bleiben, und ich wußte plötzlich, daß die Frauen ihren Platz so leicht nicht verlassen würden. Sie hatten sich gesammelt, sie hatten etwas vor, wobei ich nicht glaubte, daß sie Marcia positiv gegenüberstanden, denn eine Person wie sie mußte diesen Dorfbewohnern einfach suspekt sein.

Leider hatte mir Marcia zu wenig von ihrer Zeit in ihrem Heimatort erzählt. Ich mußte mir selbst ein Bild über gewisse Dinge machen. Das schaffte ich nicht, wenn ich hier oben stehenblieb und der Botschaft dieser Frauen zuhörte.

Aus diesem Grunde zog ich mich zurück. Obwohl mich niemand hören konnte, bewegte ich mich auf möglichst leisen Sohlen durch den Raum, erreichte die Tür, zog sie auf und ärgerte mich über das entstehende Knarren. Der Flur war düster und leer. Eigentlich war es nur ein schmaler Absatz, denn einen Schritt weiter begann bereits die schmale Wendeltreppe, die in die Tiefe führte.

Eine Etage brauchte ich nur hinunterzugehen. Die Stimmen hörte ich so gut wie nicht mehr, denn die dicken Wände hielten die Geräusche ab.

Zudem waren die winzigen Fenster geschlossen.

Daß ich trotzdem von ihnen nicht loskam, mußte wohl an mir selbst liegen, denn ich erinnerte mich weiterhin daran.

Die Treppe bestand aus Holzstufen. Sie knarzten oder bewegten sich alle.

Die Tiefe oder das Innere des Hauses waren wie ein unheimlicher und lichtloser Schlund. Ich wollte auch kein Licht einschalten. So tastete ich mich im Dunkeln weiter, wobei meine Finger über den

Handlauf glitten.
Nur das kleine Fenster in der Wand diente mir als Orientierungshilfe. Es befand sich dort, wo auch der erste Treppenabsatz aufhörte. Den nächsten mußte ich noch überwinden, um Marcias Zimmer zu erreichen.
Ich war bisher noch nicht in ihm gewesen und wußte deshalb auch nicht, wie es eingerichtet war.
Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn wir beide zusammengeblieben wären. Ich brachte die letzte Stufe hinter mich und stand in der Dunkelheit vor Marcias Zimmertür.
Es war nicht völlig finster, denn hinter mir befand sich eine Öffnung in der Wand. Durch das Fenster sickerte nicht viel Licht. Es war nicht mehr als ein hellerer Fleck.
Die Tür bestand aus dunklem Holz. In Gürtelhöhe schimmerte die alte Metallklinke. Ich legte meine Hand darauf, zog sie aber wieder zurück, denn ich wollte nicht wie ein Dieb in den Raum schleichen, sondern erst einmal anklopfen.
Zu zaghaft.
Beim zweiten Versuch klopfte ich energischer. Das mußte Marcia eigentlich hören.
Auch jetzt reagierte sie nicht.
Schlief sie so tief und fest - oder…?
Über das Oder wollte ich mehr wissen und machte mich daran, die Tür zu öffnen. Dies geschah unter der gebotenen Vorsicht, aber auf die leicht angerosteten Angeln hatte ich keinen Einfluß. Das Knarren empfand ich wie einen körperlichen Schmerz.
Die Tür drückte ich nur so weit auf, wie es nötig war. Fast lautlos schob ich mich in den Raum, blieb sofort stehen, um zu lauschen und merkte, wie mein Blut allmählich in Wallung geriet.
Ich hörte nichts.
Kein Atmen, kein Schnarchen. Es kam mir so vor, als stünde ich allein in dem dunklen Zimmer.
Der Raum war größer als der, in dem ich geschlafen hatte, und er hatte zwei Fenster, die nebeneinander lagen.
Es war mir jetzt egal, ob man den Schein der kleinen Lampe nun sah oder nicht. Ich mußte es einfach riskieren, holte die Leuchte hervor und schaltete sie ein.
Der Strahl war wie ein weißer Speer, in dem unzählige Staubkörnchen tanzten. Etwa im Rhythmus der hereindringenden Stimmen?
Zunächst fiel mir im Lampenlicht die Kargheit des Raumes auf. Er unterschied sich in keiner Weise von dem Zimmer, in dem ich einige Stunden verbracht hatte. Ich sah den Schrank, der etwas höher war. Ein kleiner Tisch ohne Decke. Zwei klumpige Stühle aus dem gleichen

Holz, dann erwischte die Lampe den unteren Teil des Bettes, dessen Kopf- und Fußende nicht aus Holz, sondern aus Metall bestanden. Licht wurde reflektiert und fiel auf die Decke, die so bleich war wie ein Leichentuch.

Das irritierte mich nicht. Etwas anderes bereitete mir Sorge, denn die Decke zeigte so gut wie keine Falte. Sie war nicht bewegt worden, man hatte sie nicht zurückgeschlagen. Es war der Beweis dafür, daß bisher noch niemand in diesem Bett gelegen hatte. Zumindest nicht in dieser Nacht oder am vergangenen Tag.

Ich blieb zunächst einmal stehen. Die Stimmen der Frauen störten mich nicht mehr. Es gab jetzt andere Probleme, über die ich nachdenken mußte, und wieder merkte ich die Zunahme der Spannung in mir.

Hier stimmte eine große Menge nicht. Ich kam mir auch von Marcia auf eine bestimmte Art und Weise benutzt vor, weil sie mir nicht die volle Wahrheit erzählt hatte.

Sie hatte behauptet, sich hinlegen zu wollen, weil sie einfach zu müde gewesen war, aber in ihr Bett war sie nicht eingestiegen. Die Frage drängte sich auf, wo sie überhaupt steckte, und ich rechnete auch damit, daß sie das Haus verlassen hatte. Für eine Überraschung war die Heilerin eben immer gut.

Ich hatte bisher nur die Hälfte des Zimmers durchleuchtet und bewegte die Lampe weiter. Ihr Weg führte an der Wand entlang, an der kein Bild hing, dafür aber Spinnen graue Muster auf dem fahlen Weiß hinterlassen hatten.

Bis ich plötzlich stoppte.

Ein Gegenstand erregte meine Aufmerksamkeit. Es war ein ziemlich großer Spiegel, der seinen Platz an einer freien Wandfläche gefunden hatte. Zwischen Decke und Fußboden war nicht mehr viel Platz. Dieser Spiegel war, wenn man vor ihm stand, das beherrschende Element in diesem Raum, und er warf den Schein meiner Lampe so blitzend zurück, als wollte er ihn nicht haben. Ich wurde sogar durch diesen Blitz geblendet.

Mich interessierte der Spiegel. Es war mir, als wäre es aus einem Märchen entlassen und in das Haus gebracht worden. Er zog mich magisch an, hatte einen dunklen Holzrahmen, und die Fläche war nicht so hell und glänzend, wie man es von einem Spiegel erwartete. Das allerdings lag an dem Staub und den Spinnweben.

Spiegel sind magische Symbole.

Ich hatte damit meine Erfahrungen sammeln können und wußte auch, daß manche Tore waren, die in andere Welten führten.

Handelte es sich bei diesem Spiegel um einen magischen?

Äußerlich war ihm nichts anzumerken. Der Lampenstrahl glitt über die Fläche hinweg, die ihn reflektierte, aber nicht zu stark werden

ließ. Es sah so aus, als wäre ein Teil von ihm aufgesaugt worden.

Ich vergaß ihn für die nächsten Sekunden und leuchtete die Wand neben ihm ab.

Sie war leer. Hatte in meinem Zimmer noch ein Kreuz gehangen, so suchte ich in diesem vergeblich nach ihm, und ich hatte den Eindruck, als existierte in dem Raum eine andere Atmosphäre als in dem, in dem ich übernachtet hatte.

Vergeblich forschte ich nach einer Erklärung. Ich konnte sie mir einfach nicht geben. Sie blieb, sie war da, sie strömte etwas ab, das bei mir ein Kribbeln auf der Haut hinterließ.

Warum? Weshalb? Wo war der Grund? Wieder leuchtete ich auf den Spiegel. Ihm traute ich nicht. Gefühl und Erfahrung erweckten bei mir diesen Eindruck. Der Spiegel war so etwas wie ein Fremdkörper. Er paßte eigentlich nicht in das Zimmer hinein, obwohl er auch nicht störte, wenn ich ehrlich war. Trotzdem kam ich mit ihm nicht zurecht.

Ich untersuchte ihn genauer und war dabei auch näher an ihn herangetreten. Der Spiegel war glatt. Ich betone dies besonders, weil ich schon welche gesehen hatte, die sich anders anfühlten, rauher. Dieser hier aber war einfach nur glatt. Er sah auch aus wie neu.

Mein Grinsen fiel schief aus, als ich daran dachte. So konnte man das nicht sehen. Dieser Spiegel mußte eine bestimmte Bedeutung haben, und ich wollte sie herausfinden.

Wenn es sein mußte, mit dem Kreuz. Ich holte noch einmal Luft, wollte mich auch innerlich darauf einstellen, den Test durchzuführen, als etwas geschah.

Nicht die Fläche bewegte sich, obwohl es zunächst den Anschein hatte.

Die Bewegung war in der Fläche entstanden, und war ziemlich in der Mitte, so daß sie auf einen bestimmten Teil begrenzt blieb.

Ich hatte dafür nicht gesorgt, denn ein anderes Phänomen war ebenfalls eingetreten.

Hatte ich mich vorhin noch selbst in dem Spiegel betrachten können, so war meine Gestalt jetzt völlig verschwunden. Ich stand vor dem Spiegel und sah mich darin jedoch nicht. Als hätte ich mich innerhalb kurzer Zeit in einen Vampir verwandelt, denn er hatte ebenfalls kein Spiegelbild.

Es war unglaublich, dieser Spiegel hatte sich verändert. Er war innerhalb kurzer Zeit zu einem völlig anderen Gegenstand geworden, obwohl er äußerlich noch so aussah wie bei meinem Eintritt.

Ein Hammer!

Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück. Ich war wachsam, ich dachte zudem an die Gefahr, die möglicherweise von dem veränderten Spiegel ausging. Wie aus weiter Ferne hörte ich die Stimmen der Frauen, die immer noch dieselben Sätze riefen, als wären sie dabei,

das Klagelied für einen verstorbenen Menschen zu singen.
In der Mitte des Spiegels verdichtete sich etwas. Aus irgendwelchen Tiefen trat etwas hervor und drängte nach oben, wo es sich dem Betrachter zeigen wollte. Ein Bild, ein Gegenstand, bisher nur in den schwachen Umrissen zu erkennen, aber das blieb nicht so.
Noch immer war ich ein Mensch, der staunen konnte, und das geschah auch in dieser Situation. Das Hintergründige, das Versteckte kroch allmählich hervor. Es kam mir böse und unheimlich vor, und plötzlich sah ich, daß es ein Gesicht war.
Das Gesicht einer Frau!
Ich hielt den Atem an, als ich diese Frau erkannte. Das dunkle Haar, das straff nach hinten gekämmt war, das Gesicht mit den feingeschnittenen romanischen Zügen, der etwas breite Mund, die kleine Nase, es war Marcia Morana!
Nein, so ganz stimmte das nicht.
Etwas hatte sich in ihrem Gesicht schon auf eine schreckliche Art und Weise verändert. Zwischen den Augenbrauen sah ich ein aus Blut bestehendes Kreuz…

***

Das war überhaupt die Überraschung, mit der ich nicht fertig wurde. Ich wußte keine Erklärung, und es war kein heilendes, sondern eher ein schmerzendes Kreuz, denn Marcia, die Heilerin, sah nicht glücklich aus.
Sie litt unter dem Blutkreuz, denn sie hatte den Mund weit aufgerissen, als wäre sie dabei, einen Schrei auszustoßen, der aber auf dem Weg ins Freie erstickt war.
Ich löste meinen Blick von diesem Kreuz und konzentrierte mich auf die Augen der Frau.
Auch sie waren angstvoll geöffnet. In ihnen las ich ebenfalls eine gewisse Panik. Sie strahlten den Schmerz, die Qualen und auch die Pein aus, die Marcia erlebte.
Wo erlebte?
In ihrer Welt? In einer anderen Dimension, wo dämonische Kräfte beheimatet waren?
Wenn ja, wie war sie dann dorthin gelangt?
Ich konnte mir die Antworten nicht selbst geben. Ich hätte Marcia dazu gebraucht, sie aber steckte in diesem Spiegel, als wollte sie mir den stummen Schrei nach Hilfe zusenden.
Nur konnte ich nichts tun. Ich traute mich jetzt auch nicht, mein Kreuz gegen diesen magischen Gegenstand einzusetzen, denn ich fürchtete mich davor, gewisse Dinge zu zerstören. Es war durchaus möglich, daß ich damit Marcia Moranas Existenz auslöschte.
Obwohl es mir gegen den Strich ging, blieb mir nichts anderes übrig,

als die Tatsache zu akzeptieren. Marcia würde zunächst eine Gefangene des Spiegels oder der anderen Dimensionen bleiben - wie auch immer.

Ich hatte sie gesehen, sie hatte mir ein Zeichen gegeben, und es dauerte nicht lange, bis sie sich wieder zurückzog, was ebenfalls nicht schnell über die Bühne lief, sondern sehr langsam, beinahe bedächtig vonstatten ging, denn die Fläche wuchs in der Mitte wieder zu. So zumindest sah es für mich aus.

Ich schaute in den Spiegel - und sah mich selbst. Vom Kopf bis zu den Füßen. So hatte mich die normale Welt wieder.

Dennoch ließ ich meine Finger über das Kreuz gleiten. Eine besondere Erwärmung war nicht zu spüren. Die andere Magie hatte sich stark zurückgehalten.

»Sie ist wieder da! Sieist wieder da…«

Ich erwachte wie aus einem Traum, denn jetzt vernahm ich die Stimmen der Frauen wieder deutlicher, da mich nichts anderes ablenkte. Auch die Gänsehaut auf meinem Rücken hielt sich in Grenzen. Allmählich fand ich mich mit den Gegebenheiten ab.

Ich drehte mich und leuchtete dabei. Der Strahl fuhr wieder über das leere Bett hinweg, in dem eigentlich Marcia hätte liegen müssen. Sie war nicht zum Schlafen gekommen. Verständlich, denn andere Kräfte hatten die Kontrolle übernommen.

Die Tatsache war da, das Rätsel blieb, und ich mußte alles unternehmen, um es zu lösen.

Nur nicht hier im Zimmer. Es gab keinen, der mir hätte Auskunft geben können. Marcia war verschwunden, mit ihr wurde ein besonderes Spiel getrieben, das sie wohl vorher nicht gekannt hatte. Zumindest hätte sie mir etwas darüber sagen und mich vorwarnen müssen.

Wer wußte noch Bescheid?

Die Frauen aus dem Dorf?

Ich kam damit nicht zurecht. Zwar wiederholten sie noch immer denselben Satz, aber sie redeten mit neutralen Stimmen. So konnte ich nicht heraushören, ob es positiv oder negativ gemeint war. Sie waren einfach da, spulten ihren Text ab und fertig.

Einen letzten Blick gönnte ich dem Spiegel noch, dann zog ich mich wieder zurück.

Bis zur Tür waren es nur wenige Schritte. Ich war nicht mehr besonders leise, und ich würde den Frauen auch normal entgegentreten. Sie mußten mir eine Antwort geben, alles andere konnte ich vergessen.

Vielleicht erfuhr ich von ihnen auch mehr über die Herkunft des Spiegels.

Ich konnte mir vorstellen, daß er in einem unmittelbaren

Zusammenhang mit den heilenden Kräften der Marcia Morana stand.
Die Heilerin hatte in der ersten Etage ihr Zimmer gehabt. Ich mußte die Treppe hinuntergehen, stand schließlich im Flur des Hauses, der mit braunen Steinfliesen belegt war.
Hinter den Fenstern lauerte die Nacht. Nicht so finster wie die Dunkelheit im Haus, aber sie war vorhanden, und sie würde auch so schnell nicht weichen.
Bevor ich das Haus verließ, warf ich noch einen Blick auf die Uhr. Die erste Stunde des neuen Tages war beinahe vorbei, was mich zu dem Gedanken veranlaßte, ob der magische Zauber des Spiegels vielleicht um ein Uhr vorbei war.
Rechnen mußte ich mit allem. Die letzten acht Minuten wollte ich noch nutzen und vor Verstreichen der Zeit die leise singenden Frauen erreichen.
Ich öffnete die relativ schmale Haustür und kümmerte mich diesmal nicht um die entstehenden Geräusche. Vor der Tür gab es so etwas wie eine schlichte Treppe. Man hatte zwei Steinplatten versetzt und auch vertieft zusammengelegt. Dahinter begann das normale, hier übliche Straßenpflaster. Es bestand aus grauen Steinen von unterschiedlicher Größe, die zudem unterschiedlich hoch verlegt worden waren, so daß man leicht stolpern konnte, wenn man nicht aufpaßte.
Ich sah vor mir den Weg.
Kein Licht leuchtete ihn an. Es lag da wie ein erstarrter Bach oder schmaler Fluß, und über ihn hinweg wehten die Stimmen der Frauen zu mir herüber.
»Sie ist wieder da! Sie ist wieder da…«
Verdammt noch mal, ich konnte es bald nicht mehr hören! Ja, sie war zurückgekommen, aber sie hatte sich jetzt wieder zurückgezogen - und das bestimmt nicht freiwillig.
Hier gab es nur die Häuser, die Fassaden, die Dächer. Kein Baum, kein Grün, kaum ein Grashalm, und die wenigen Blumen in den Fensterbänken waren durch den heißen Sommer längst vertrocknet.
Der Ort hieß Aldroni. Ich hatte noch nie im Leben von ihm gehört. Er war es auch bestimmt nicht wert, erwähnt zu werden, denn hierher verlor sich kein Tourist.
Ich ging auf die Gruppe der Frauen zu.
Der Singsang wehte mir noch immer entgegen. Noch zwei Minuten, dann war die erste Stunde des Tages vorbei. Es konnte durchaus sein, daß der Gesang dann verstummte. Verlassen wollte ich mich darauf nicht. Ich blieb stehen, als ich die Frauen sah und sie mich sehen mußten.
Urplötzlich waren sie still!
Kein Laut mehr. Die erste Stunde war vorbei, und ich fragte mich, ob jetzt auch Marcia den Spiegel wieder als normaler Mensch verlassen

hatte.

Zurücklaufen wollte ich nicht, aber ich hätte dort sicherheitshalber noch bleiben wollen.

Meine Unsicherheit wischte ich weg, als ich den Frauen zunickte und sie mit einem halblaut gesprochenen »Bon giorno« begrüßte.

Ob der Morgen gut werden würde, stand in den Sternen. Jedenfalls schienen mir die Personen überrascht zu sein, denn mein Gruß wurde nicht erwidert. Statt dessen standen sie auf ihren Plätzen und schauten mich an. Trotz der Dunkelheit fielen mir ihre forschenden Blicke auf. Sie starrten mich an, als wollten sie herausfinden, ob ich ein Mensch war oder jemand anderer.

Aber auch ich sah mir die Frauen genau an. Sie waren unterschiedlich.

Es gab junge Frauen, einige im mittleren Alter, aber auch ältere, die unter der Last ihrer Jahre gebeugt standen.

Bis auf wenige Personen hatten die Frauen Tücher um ihre Köpfe gebunden, die aussahen wie dunkle Totenschleier. Nur die hellen Gesichter blieben frei.

Ich nickte ihnen zu und ging noch näher an sie heran. Sie hatten einen Halbkreis gebildet, als sollte mich die Öffnung umfangen. Ich blieb dicht vor ihr stehen und nickte zweimal. Überlegt, was ich sagen wollte, hatte ich mir schon, und deshalb stellte ich auch die erste Frage. »Wer möchte sich mit mir unterhalten?«

Niemand wollte es, denn es meldete sich keine. Ich wurde nur angestarrt, hob die Schultern und sagte: »Es wäre aber besser, wenn ich mit einer von Ihnen sprechen könnte, denn es gibt wohl Probleme, die uns alle hier angehen, auch wenn ich fremd bin.« Natürlich formulierte ich das nicht so flüssig, aber immerhin so, daß sie mich auch verstanden.

Endlich geriet Bewegung in die Gruppe. Eine Frau drehte ihren Kopf zur Seite, um mit derjenigen Person zu sprechen, die neben ihr stand.

Beide flüsterten, die anderen hörten wohl zu, konnten aber wenig verstehen. Dann richtete sich die Frau, die zuerst reagiert hatte, auf und kam einen zögernden Schritt auf mich zu. »Ich werde mit Ihnen sprechen, Signor.«

»Danke.«

»Wer sind Sie?«

»Mein Name ist John Sinclair. Ich komme aus England, aus London und habe Marcia Morana dort kennen- und schätzengelernt.« Mit dieser Aussage wollte ich zeigen, auf welcher Seite ich stand.

Die Frau reagierte zunächst nicht. Aber sie war höflich genug, um mir ebenfalls ihren Namen zu sagen. Ich erfuhr, daß sie Alexa Tardi hieß.

Vom Alter her konnte ich sie nicht einschätzen. Sie war nicht mehr

zu jung, aber auch nicht zu alt. Sie mußte irgendwo dazwischen liegen.

Hinzu kam, daß sich durch das Kopftuch ihr Alter ebenfalls schwer bestimmen ließ.

»Warum kehrte Marcia zurück?«

Ich hob die Schultern.

»Sie wird es Ihnen doch gesagt haben.«

»Das kann sein, Signora, aber nicht genau. Sie machte Andeutungen…«

»Welcher Art?«

»Ist Ihnen bekannt, daß sie über besondere Kräfte verfügte? Wissen Sie das?« Ich wartete auf die Antwort, aber die Frauen verhielten sich ziemlich reserviert, also redete ich weiter. »Marcia hat sich in London sehr gut eingelebt. Sie schaffte es, sich so etwas wie einen guten Namen zu machen. Man akzeptierte sie, und ihre ungewöhnlichen Heilmethoden wurden von zahlreichen Menschen geschätzt. Sie wissen sicher, was ich damit meine, Signora Tardi?«

»Ja«, gab sie gedehnt zu. »Aber nicht genau.«

»Das ist schade.«

»Warum?«

»Weil ich gehofft hatte, von ihnen hier mehr zu erfahren. Sie sind die Frauen, die Marcia gut kennen, die auch Bescheid wissen müssen, sage ich mal. Und ich hatte mir wirklich erhofft, von Ihnen eine gewisse Aufklärung zu bekommen.«

»Wir kannten sie nicht so gut.«

Ich lächelte und deutete damit meine Zweifel an. »Haben Sie wirklich nichts von dem Blut des Engels gesehen oder wenigstens davon gehört? Das kann ich nicht glauben. Es ist ein Phänomen, und ich habe es am eigenen Leibe gespürt, wie es heilt. Wäre Marcia nicht gewesen, so wäre ich wahrscheinlich nicht mehr am Leben. So muß man es sehen, und so sehe ich es auch für mich.«

»Damit haben wir nichts zu tun, Signore Sinclair.«

»Nicht direkt.«

»Was meinen Sie damit?« Da sich die anderen Frauen ruhig verhielten, sprach ich Alexa Tardi an. »Mir hat man berichtet, daß es das Blut eines Engels ist. Wenn es stimmt, muß Marcia den Engel gekannt haben. Sie muß mit ihm in Kontakt getreten sein, und ich denke, daß sie nicht die einzige gewesen ist, die ihn kannte. Ich glaube vielmehr, daß auch sie hier in Aldroni mehr über ihn wissen.«

»Warum sollten wir?«

»Es ist schwer zu sagen. Aber sie haben sich auch ungewöhnlich verhalten, denn sie rotteten sich zusammen und flüsterten immer wieder, daß Marcia zurück ist. So reagiert man nicht bei jedem Menschen, der sein Dorf verläßt.«

»Das stimmt«, gab die Tardi zu. »Dann wissen Sie doch Bescheid?«
»Nicht direkt.«
»Und was ist mit dem Blut?« Alexa Tardi schwieg. Auch die anderen redeten nicht. Es schien ihnen peinlich oder unangenehm zu sein, was ich nicht akzeptieren wollte, denn ich sagte: »Haben Sie es nie gesehen? Haben Sie es nie zu spüren bekommen? Hat Marcia dieses Blut nie eingesetzt? Hat sie niemanden aus dem Ort hier damit geheilt?«
Diesmal gab man mir eine Antwort. »Si - einige von uns. Marcia hat es geschafft, die Wunden zu heilen, wir waren auch zufrieden, aber wir dachten später darüber nach und entschieden uns dafür, daß es nicht gut war.« Sie schüttelte den Kopf, so daß ihr Tuch an den Rändern flatterte. »Nein, es war nicht gut.«
Das begriff ich nicht und fragte deshalb: »Was soll an einer Heilung von Wunden nicht gut sein?«
»Es ist nicht ihre Sache.«
»Wessen dann?«
»Man kann dem Herrgott nicht ins Handwerk pfuschen.«
»Das stimmt sicherlich. Nur sehe ich das nicht so. Dem Herrgott ist bestimmt nicht ins Handwerk gepfuscht worden. Im Gegenteil. Er wird es zugelassen haben, daß Marcia Morana diese Kräfte überhaupt bekommt, damit sie sie zum Nutzen der Menschen einsetzt, und zwar durch das Blut des Engels.«
Alexa starrte mich an. Sekundenlang sprach sie nicht. In ihr aber arbeitete es, was sich auch äußerlich bemerkbar machte, denn einige Male zuckte es in ihrem Gesicht. »Das Blut eines Engels?« fragte sie dann und schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht möglich, das kann nicht passen, Signore Sinclair. So etwas geht einfach nicht. Oder wie sehen Sie persönlich einen Engel? Ist er eine Person oder eine Gestalt, die bluten kann? Wenn ja, wäre er ein Mensch, aber er ist ein Engel. Und Engel sind Geister, wie wir wohl wissen, sonst wären sie keine Engel, sondern nur Menschen wie wir alle.«
Da hatte sie im Prinzip recht, was ich ihr auch erklärte. Nur gab es bei den Engeln ebenfalls Unterschiede. Ich hatte früher auch anders gedacht und sie, der kirchlichen Lehre folgend, nur als Geistwesen angesehen. Das stimmte zwar, aber es ging auch anders. Da brauchte ich nur an Raniel, den Gerechten zu denken oder an Belial oder an Elohim, einen Jungen, der ebenfalls zwischen den Fronten existierte. Die Schwarzweißmalerei hatte sich etwas verschoben, allerdings nicht für alle Menschen, sondern nur für einige wenige, die eingeweiht waren.
»Sie glauben trotzdem nicht daran?« fragte mich Alexa.
»So ist es.«
»Dann haben Sie nichts dagegen einzuwenden, daß Marcia mit dem

Blut eines Engels heilt?«

»Wie könnte ich?« erwiderte ich lächelnd, »wo sie mich ebenfalls geheilt hat.«

»Das ist verständlich, Signore Sinclair. Aber wir sehen es trotzdem nicht so. Hier ist etwas Schlimmes passiert, und wir rechnen auch eher damit, daß es kein Engel gewesen ist, der sein Blut abgegeben hat.«

»Wer war es dann?«

Sie senkte den Blick.

Ich wußte sehr gut, daß sie eine Antwort parat hatte, sie aber nicht aussprechen wollte, weil es ihr selbst unwahrscheinlich erschien und sie damit nicht klarkam. Das war für Menschen einfach nicht zu begreifen, aber ich wollte es wissen und forderte sie mit deutlichen Worten auf, mir eine Antwort zu geben.

»Nein«, sagte sie, »nicht hier.«

»Was meinen Sie damit?«

»Nicht an diesem Ort.«

Ich breitete die Arme aus. »Einverstanden. Dann eben woanders. Wo gehen wir hin?«

Alexa Tardi überlegte und suchte dabei nach einer Antwort. »Das kann ich Ihnen nicht sagen, aber ich möchte Ihnen wohl etwas zeigen. Ich denke, Sie werden danach anders über die Engel sprechen.«

»Ich bin gespannt.«

»Dann kommen Sie mit?« Ohne sich noch weiter um mich zu kümmern, drehte sie sich um und ging weg.

Die anderen Frauen blieben stehen. Sie schauten mich nur an und warteten darauf, daß ich mich in Bewegung setzte und Alexa Tardi folgte. Den Gefallen tat ich ihnen.

Alexa war bereits verschwunden, aber ich hatte gesehen, wohin sie gegangen war. Die Frau war regelrecht in die Dunkelheit einer kleinen Gasse eingetaucht, wo es finster war, daß sie schon nach wenigen Metern nicht mehr gesehen werden konnte. Aber ich hörte sie, denn sie trat hart auf, und die hell klingenden Echos erreichten meine Ohren.

Nur über mir war es etwas heller. Dort lag der Himmel wie ein straff gespanntes Tuch, unter dem sich ein feiner Wolkenschleier ausbreitete, der mir die Sicht auf den Großteil der Gestirne nahm. Zumindest konnte ich sie nicht klar erkennen. Sie wirkten wie verschwommene Lichter inmitten eines gewaltigen Meeres.

Der Weg führte bergab, und neben einem an der Hauswand abgestellten Fahrrad hatte die Frau auf mich gewartet. Ich blieb neben ihr stehen und fragte: »Wohin gehen wir?«

Sie ließ das Kopftuch auf und strich nur darüber hinweg. Ihre Augen erinnerten mich an dunkle, glänzende Perlen, und sehr intensiv schaute sie mich an.

»Wir werden in die Kirche gehen.«
»Einverstanden. Und dann?«
»Ich sage und erkläre hier nichts, Signore Sinclair. Sie müssen sich schon überraschen lassen.«
»Da wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben.«
»Das glaube ich auch.«
Sie wollte gehen, aber ich hielt sie an der Schulter fest. Unter meiner Berührung zuckte sie zusammen, als hätte ich etwas Schlimmes getan.
»Wundern Sie sich eigentlich nicht, daß ich zusammen mit Marcia gekommen bin, das Haus aber allein verlassen habe?«
»Nein, ich habe es mir abgewöhnt, mich zu wundern.«
»Allgemein? Oder nur was Marcia angeht?«
»Vielleicht beides.«
»Da haben Sie wohl recht.« Alexa war schon gegangen, und ich folgte ihr.
»Aber Sie gestehen mir doch zu, daß ich mich wundere. Oder ist das auch verkehrt?«
»Was sollte an dieser menschlichen Regung denn verkehrt sein?«
»Eben, und deshalb werde ich auch mit Ihnen darüber reden. Diesmal geht es nicht um Marcia oder um das Engelsblut. Mich wundert es einfach, daß es hier in Aldroni wohl nur Frauen gibt, denn bisher habe ich noch keinen einzigen Mann gesehen.«
»Ach ja?«
»Oder bin ich einem Irrtum aufgesessen?«
Alexa Tardi ging weiter, schaute dabei zu Boden und schüttelte den Kopf. »Nein, das sind Sie wohl nicht. Gehen Sie davon aus, daß Sie es nur mit Frauen zu tun haben?«
»Das muß ich wohl. Aber meine Frage bleibt. Wo sind die Männer? Haben Sie sich versteckt? Sind Sie in den Häusern und in ihren Betten geblieben, um den Frauen das Feld zu überlassen?«
Sie drehte sich nach links, prallte gegen mich, schubste mich etwas zur Seite und streckte dabei ihren linken Arm aus, bei dem die ebenfalls gestreckte Hand schräg in die Höhe wies. »Sehen Sie dort den Turm, Signore Sinclair?«
»Die Kirche ist nicht zu übersehen.«
»Gut, das ist unser Ziel.« Sie wollte mir auf meine Fragen keine Antwort geben. Ich war sicher, daß ich auch bei einem weiteren Nachhaken auf Granit biß, aber darum kümmerte ich mich im Moment nicht.
Wir tauchten in eine Gasse ein, die ich als Fremder nie gefunden hätte.
Sie war schmal und nicht sehr lang und mündete auf einen leicht abfallenden, mit kleinen Steinen belegten Platz, auf dem auch die Kirche stand.

Der Turm ragte kantig in den Himmel. Einen Friedhof entdeckte ich nicht.

Das war in diesem Ort anders, dafür wuchs vor der Kirche noch ein niedriger und verkrüppelter Baum, der so aussah, als könnte er sich nicht entscheiden, ob er nun weiter in die Höhe wachsen sollte oder nicht. Von seinen Ästen hingen nur wenige Blätter traurig nach unten. Ich streifte einige, als ich nahe an diesem Baum vorbeiging.

Alexa Tardi war bereits vor der Kirche stehengeblieben. Es sah so aus, als hätte sie sich mit dem Rücken gegen die hölzerne Tür zwischen den hellen Wänden gelehnt.

Schweigend wartete sie auf mich und traf auch keine Anstalten, die Tür zu öffnen.

»Was ist los?« fragte ich. »Warum gehen wir nicht hinein?«

Sie strich über ihre Stirn. Noch immer lag das Gesicht im Dunkeln und auch im Schatten des Kopftuchs. »Ich möchte Sie warnen, Signore Sinclair, wirklich warnen.«

»Wovor?«

»Vielleicht vor der Wahrheit«, erklärte sie.

»Und wie sieht die aus?«

Alexa Tardi runzelte die Stirn. »Sie kann einen Menschen brechen. Sie kann dafür sorgen, daß er nicht mehr weiterweiß, daß er möglicherweise an seinem bisherigen Denken zweifelt.«

»Hat es Marcia auch getan?«

»Nein, sie nicht.«

»Dann werden Sie bei mir das gleiche erleben, denke ich.«

Für einen Moment schloß sie die Augen und fragte dann, als sie mich wieder anschaute: »Mein Gott, warum sind Sie hergekommen? Weshalb sind Sie hier erschienen? Wären Sie doch nur in London geblieben!«

»Marcia auch?«

»Ja, sie ebenfalls. Sie hat doch genug Unheil angerichtet.« Zum erstenmal hatte Alexas Stimme so etwas wie einen emotionalen Klang bekommen, und sie schaute mich nahezu wild und gleichzeitig auch bedrückt an.

»Was hat sie denn angerichtet, Signora Tardi? Was wirft man ihr Schlimmes vor?«

»Sie werden es sehen.«

»In der Kirche?«

»Natürlich.«

»Ist das Gotteshaus geplündert oder entweiht worden durch irgendwelche satanischen Symbole?«

»Nein, das nicht«, erwiderte sie ärgerlich, bevor sie sich von mir wegdrehte und die Kirchentür öffnete. Sie bestand aus schwerem Holz, und Alexa mußte schon zerren, um sie so weit zu öffnen, daß wir

hindurchgehen konnten.

Uns schluckte ein düsterer und kühler Raum, in dem es sicherlich auch am Tag nicht heiß wurde. Eine sehr dunkle Kirche, in der ich nur zwei Lichter sah.

Einmal war es die rötliche Flamme des ewigen Lichts nahe des Altars, zum anderen erhellte eine brennende Kerze die Umgebung einer wunderschönen Madonna, die ihren Platz auf einem Seitenaltar gefunden hatte. Es war nicht nur die Madonna, die es mir angetan hatte, überrascht war ich auch durch den frischen Blumenschmuck, der sie einrahmte, denn in dieser öden dörflichen Umgebung hätte ich damit nicht gerechnet. Ich sah die Rosen und auch Iris, dazwischen grüne Stengel mit langen Blättern, und ich sah auch das Lächeln auf dem Gesicht der Madonna, als würde sie sich besonders über diesen Blumenschmuck freuen.

Tief atmete ich durch. Meine Begleiterin war schon weitergegangen, wartete aber dann auf mich. Sie stand in der Nähe des Altars, schaute über die alten und kunstvoll geschnitzten Bänke zurück zu mir und nickte. »Ich komme.«

Beide bewegten wir uns wie Schatten durch die Kirche. Der Altar war mit einer weißen Decke bedeckt. Auf ihm stand ein Kreuz, das golden schimmerte.

»Wir müssen weiter.«

»Sicher.«

Wenig später mußte ich mich bücken, weil die Tür in einer kleinen Nische doch sehr niedrig war. Alexa Tardi hatte sie schon geöffnet und sie mir aufgehalten.

Ich betrat einen kleinen Raum, in dem es nach alten Blumen, Kerzenwachs und Weihrauch roch. Eine Sakristei. An einem Haken hingen zwei Meßgewänder, nur den Priester oder Pfarrer sah ich leider nicht, und ich fragte mich, ob es ihn überhaupt gab, denn mir fiel ein, daß er ja ein Mann war, und Männer hatte ich in diesem Ort noch keine gesehen.

Ich fragte auch nicht danach, denn ich war sicher, doch keine Antwort zu bekommen. Was diese Frau nicht sagen wollte, das behielt sie für sich.

Auf irgendeine Art und Weise wirkte sie ebenso geheimnisvoll wie Marcia Morana.

»Folgen Sie mir.«

»Gern.«

Sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, dann drehte sie sich um und ging vor. Inzwischen hatte sie den Docht einer Kerze angezündet. Sie hielt die Kerze in der rechten Hand und hatte den Arm etwas vorgestreckt. Das Licht wies ihr den richtigen Weg. Es flackerte vor ihr her. Die Flamme bewegte sich tanzend. Sie schuf

nicht nur Licht, sondern auch Schatten, die über den Boden huschten wie unheimlich Gebilde aus einem gefährlichen Film.

Unser Ziel war eine Tür. Dahinter lag ein kleiner Raum, der meiner Ansicht nach nicht mehr zur Kirche gehörte, sondern mehr zu einem Anbau. Wieder mußte ich mich bücken, als ich ihn betrat, und sofort fiel mir der andere Geruch auf.

Er paßte eigentlich nicht so recht zu einer Kirche, denn zwischen diesen Mauern roch es muffig und alt. Es lag auch ein ungewöhnlicher Glanz auf den Innenseiten, als wäre aus dem Gestein altes Wasser gedrungen.

Ich schüttelte den Kopf und schaute mich um. »Wo sind wir denn hier gelandet?« fragte ich.

Im Flackerschein der Kerze sah die Frau aus, als würde sie sich bewegen. »Das ist die alte Kirche…«

»Bitte?«

»Ja, die alte Kirche.«

»Wieso das? Ich sehe nur einen Raum. Eine Kirche, die aus nur einem Raum besteht?«

»Bestanden hat!« korrigierte sie mich. »Das ist vorbei. Hier sollen sich Christen versteckt haben, die damals von den Römern gejagt worden sind.«

»Über der Erde?« wunderte ich mich. »Ich dachte immer, die hätten in Höhlen gelebt.«

»Warten Sie es nur ab!« erwiderte sie bedeutungsvoll. Dann setzte sie das rechte Bein nach vorn und schabte dabei mit dem Fuß über den Boden.

Ich folgte der Bewegung mit den Blicken. Die Fußspitze deutete auf einen Eisenring, der aus dem Gestein hervorragte und sicherlich den Griff einer Falltür darstellte.

»Umfassen Sie den Ring und heben Sie die Tür an - wenn Sie können.«

»Gut.« Allerdings wollte ich wissen, auf was ich mich einließ und fragte:

»Wie geht es dann weiter?«

»Wir werden in die Tiefe steigen.«

Ich hatte mich bereits gebückt. Der Ring war breit genug, um ihn mit zwei Händen umfassen zu können, was ich auch mußte, denn es kostete mich Kraft, die Steinplatte in die Höhe zu ziehen. Dabei stemmte ich meine Hacken gegen den Boden und war froh, als sich die Platte bewegte und ich das Knirschen hörte.

Dann war der Zugang offen, denn ich hatte die Steinplatte zur Seite geschoben.

Durch die Öffnung paßte auch ich, denn sie war breit genug. Ich schaute nach unten und sah nicht mehr als ein dunkles Loch oder

einen finsteren Schacht, aus dem mir ein Geruch entgegenwehte, gegen den der zwischen den Wänden noch wie Balsam roch.

Es stank nicht eben nach Leiche oder Moder, aber es war auch nicht weit davon entfernt. Erkennen konnte ich nichts, obwohl Alexa Tardi am Rand der Luke stand und auch die Kerze gesenkt hatte, damit die Flammen hineinleuchtete.

Leider tanzte der Schein nur über die Oberfläche, er drang nicht mal bis zum Grund, und ich fragte die Frau: »Wie tief ist es denn, bis ich festen Boden unter den Füßen habe.«

»Nicht tief. Sie werden springen können.«

»Sie nicht?«

Alexa veränderte ihre Haltung. Sie richtete sich wieder auf und hob auch die Kerze an. Für einen Augenblick schaute ich direkt in die Flamme hinein, die mich etwas blendete. »Nein, Signore Sinclair, ich nicht. Ich werde hier oben bleiben und warten.«

»Warten also?«

»Ja.«

»Das ist schon etwas.«

Sie lächelte nachsichtig. »Oder dachten Sie etwa daran, daß ich die Steinklappe wieder über die Öffnung geschoben hätte?«

»Ganz fremd war mir der Gedanke nicht.«

»Warum hätte ich das tun sollen?«

»Keine Ahnung. Aber in diesem Ort scheint es viele Geheimnisse zu geben, die auch seine Bewohner mit umgarnt haben.«

Alexa Tardi hob die Schultern. »Wenn Sie es so sehen, Signore Sinclair, haben Sie recht.«

Ich wartete nicht mehr länger und machte mich an den Abstieg. Sicherheitshalber setzte ich mich auf den Lukenrand. Meine Beine baumelten dabei ins Leere.

Dann holte ich die schmale Leuchte hervor, schaltete sie ein und senkte den Strahl.

Er bohrte den hellen Streifen in die Finsternis und glitt über einen nassen Boden hinweg, wo sich feuchtes Gestein und kleine Pfützen ein Stelldichein gaben.

Aber ich sah auch etwas anderes. Ein Paar Beine, zwei Füße! Lag dort ein Toter?

Ich drehte meinen Kopf nach links. Alexa Tardi hatte mich beobachtet und fragte leise: »Haben Sie ihn gesehen?«

»Natürlich. Wollten Sie mir diesen Toten zeigen?«

»Toten?« murmelte sie.

»Ich denke nicht, daß er noch lebt.«

»Springen Sie in die Tiefe, dort werden Sie ihn sehen. Sie haben ja Licht. Es kann ihnen eine erste Auskunft geben. Ich werde hier oben auf Sie warten.«

Es war zwar leicht, den Boden mit einem Sprung zu erreichen, aber ich mußte trotzdem achtgeben, weil ich auf keinen Fall die dort unten liegende Gestalt verletzen wollte.

Ein kurzes Zielen, dann stieß ich mich ab und drehte mich etwas nach rechts, als ich in das Loch hineinsprang und mit beiden Beinen auf dem feuchten Boden landete.

Über mir hielt Alexa ihr Versprechen. Sie stand am Rand der Luke und hielt die Hand mit der Kerze gesenkt, was nicht viel Licht brachte. Durch meine Lampe hatte ich es da besser.

Ich stand neben den Füßen und sah, daß die Gestalt auf dem Rücken lag. Schon beim ersten Ableuchten stellte ich fest, daß sie nackt war. Sie trug tatsächlich keinen Fetzen am Körper, und ich erkannte auch, daß es sich bei ihr um einen Mann handelte.

Ich konzentrierte mich auf die Haut. Sie war normal, also nicht schuppig, holzig oder harzig, wie ich es von irgendwelchen Dämonengestalten her kannte, aber sie war trotzdem anders. Sie hatte einen dunkleren Ton, wie ihn kein Mensch aufzuweisen hatte. Auch kein farbiger, denn diese Haut hier zeigte einen Graustich, als wäre jemand mit einem Pinsel darüber hinweggegangen.

Das Licht wanderte allmählich nach oben und gab immer mehr Einzelheiten preis.

Mir kam es vor, als wäre an dieser Haut geschnitzt worden. Ich entdeckte die nie mehr als fingerlangen Risse, die sich überall verteilten.

Das begann an den Oberschenkeln und zog sich über die Hüften, den Leib und die Brust hinweg fort, bis sie das Gesicht erreichten, wo sie ein regelrechtes Muster bildeten.

Ich blieb nicht an den Füßen stehen, sondern bewegte mich weiter auf den Kopf zu.

Wunden, wohin ich auch schaute. Nicht aufgeklafft, sondern wieder zusammengelappt, aber nicht zusammengewachsen, wie es bei Marcia der Fall war, wenn sie mit ihren Händen und dem Engelsblut heilte.

Allmählich formte sich in meinem Kopf ein Bild, und ich wußte jetzt mit fast hundertprozentiger Sicherheit, wie Marcia zu dem Blut gekommen war. Sie mußte es diesem Körper entnommen haben. Mit einem scharfen Gegenstand hatte sie ihn an verschiedenen Stellen eingeschnitten und das Blut so lange aus den Wunden laufen lassen, bis sich keines mehr im Körper befand.

Neben dem Gesicht blieb ich stehen und beugte mich nach unten, um besser sehen zu können.

Es war ein menschliches Gesicht, das stand außer Frage. Aber es war auch irgendwie anders. Das Gesicht hatte einen Mund, eine Nase, zudem zwei Augen, doch es sah aus, als wäre es aus Stein, und daran erinnerte mich seltsamerweise auch der übrige Körper, den ich bisher

noch nicht berührt hatte.

Das allerdings änderte ich, streckte ihm den Arm entgegen und spreizte die Hand.

Mit vier Fingern fuhr ich über das Gesicht, um die Haut zu erkunden.

Keine Haut mehr. Das Gebilde war hart geworden, auch irgendwie knorrig. Dabei noch nicht mal zu kalt; die sogenannte Haut hatte eine nahezu angenehme Temperatur.

Leben spürte ich nicht. Da zuckte nichts, da konnte ich keine Haut zusammendrücken und auch die Ränder der Wunden waren so starr wie alte Pappe.

Ich richtete mich wieder auf und drehte den Kopf, wobei ich ihn leicht anhob.

Am Rand der Luke wartete Signora Tardi. Sie hatte sich hingehockt, hielt die Kerze noch immer. Da sie in ihrer Hand zitterte, bewegte sich auch die Flamme und strahlte nicht nur nach oben gegen die Decke, wo sie einen Kreis malte, sondern fiel auch als Schattengebilde auf die Leiche und mich.

»Sie werden jetzt Fragen haben, Signore Sinclair?«

»Eine Menge sogar.«

Im Hocken hob die Frau ihre Schultern. »Ich kann Ihnen nicht alles beantworten.«

Ich wußte, wer er war, aber ich fragte Alexa trotzdem. »Wer ist diese Person?«

Mit dem Mund gab sie mir keine Antwort, eher mit den Augen, die sich weiteten. »Haben wir über ihn nicht gesprochen?«

»Sie meinen über den Engel?«

»Sicher.«

»Sieht so ein Engel aus?«

Die Tardi lachte nach meiner Frage. »Haben wir das nicht schon besprochen, Signore Sinclair?«

»Gewissermaßen schon«, gab ich zu. »Aber wir waren uns im Ergebnis uneinig, denke ich.«

Alexa nickte so heftig, daß die Flamme stärker tanzte. »Ja, wir waren uns einig, und wir werden auch jetzt zu keiner Einigung gelangen. Dieser Mann, diese Person oder wer immer es auch sein mag, ist kein Engel. Er ist, er ist…« Sie wußte nicht mehr weiter und wischte mit der freien Hand über ihre Stirn, wo sich ein feuchter Film gebildet hatte. »Für mich ist dieser Mensch - diese Person - kein Engel. Es ist ein Mensch, oder es ist eine Kreatur, die menschliches Aussehen angenommen hat.« Sie stöhnte auf.

»Kreatur?«

»Si, Signore Sinclair!«

»Können Sie mir das genauer sagen?«

Alexa Tardi starrte mich an. In ihren Pupillen tanzten die Reflexe der

Kerzenlichter. »Das kann ich, aber ich möchte es nicht. Dieser Ort hier unten gehört für mich noch zu der Kirche, auch wenn er mehr wie ein altes Grab anmutet. Ich kann diesen Namen nicht in den Mund nehmen.«

»Soll ich ihn sagen?«

»Nein!« rief sie schrill und streckte ihren freien Arm aus. »Ich will ihn nicht hören.«

»Ist er ein Dämon?« Meine Stimme hatte laut geklungen, und Alexa Tardi, die noch etwas hatte sagen wollen, stockte mitten im Satz. Sie kriegte eine Gänsehaut, sie fror beinahe auf der Stelle ein, und sie schüttelte wieder den Kopf. Dann schnellte sie in die Höhe, lief von der Luke weg und rannte nicht zurück in die Sakristei, sondern blieb noch über mir stehen, denn ich hörte ihr Schluchzen.

Mit meiner Folgerung mußte ich wohl den Nagel auf den Kopf getroffen haben, aber ich hatte sie damit auch geschockt.

Der Engel-Dämon oder wer immer es sein mochte, rührte sich nicht. Er lag auch weiterhin im Tiefschlaf, doch die Fragen waren auch weiterhin offen geblieben, und auf Antworten wartete ich bei ihm vergeblich. Die konnten mir nur Alexa Tardi und vielleicht die Frauen aus dem Ort geben.

Ich kletterte durch die Lukenöffnung in den tanzenden Lichtschein hinein, der über den Boden zuckte. Schatten schnappten wie kleine Mäuler an den Wänden hoch, bevor sie sich verloren, als wären sie von dem Gestein aufgesaugt worden.

Ich ging auf die Frau zu, die sich nicht umdrehte, ihren Rücken gekrümmt hatte, sich mit einer Hand an der Wand abstützte und weinte.

Sie schauderte zusammen, als ich sie anfaßte, aber so einfach war sie nicht zu beruhigen.

Erst als ich sie in die Sakristei geführt und sie auf einen Stuhl gesetzt hatte, fing sie sich wieder. Sie schneuzte sich, wischte die Augen trocken, und ich kümmerte mich inzwischen um die Kerze, die ich in einen Leuchter klemmte.

»Ist es wieder gut?« fragte ich sie. Alexa schüttelte den Kopf. »Aber Sie können reden?«

»Was wollen Sie denn noch wissen?« stöhnte sie auf.

»Einiges.«

»Es ist nicht zu erklären«, flüsterte sie. »Es ist einfach unerklärbar. Sie müssen mir dies glauben. Ich kann es nicht. Ich - ich - bin von - von - ich bin einfach zu schwach für derartige Dinge. Ich habe keine Ahnung, wirklich nicht.«

»So würde ich das nicht sehen, Signora Tardi. Schließlich haben Sie ihn mir gezeigt.«

»Ja, das stimmt.«

»Warum taten Sie es?« Sie hob den Kopf und schaute mich an. Ich hatte mir einen zweiten Hocker genommen und saß ihr gegenüber. Rechts von mir tanzte die Flamme leicht um und über den Docht hinweg, sie bildete eine helle Insel in der Finsternis.

»Ich weiß es selbst nicht genau, Signore Sinclair. Vielleicht haben Sie mir ein gewisses Vertrauen eingeflößt, obwohl sie mit ihr kamen.«

»Ja«, murmelte ich, »mit ihr. Diese Antwort zeigte mir, daß Sie Marcia Morana nicht eben positiv entgegenblicken.«

»Was soll ich dazu sagen?«

»Alles.«

»Wieso?«

»Was hat sie getan?«

Alexa schwieg. »Können Sie sich das denn nicht selbst denken?« fragte sie nach einer Weile.

»Es kommt darauf an, wie man die Dinge sieht. Zunächst hat sie sich um diesen Engel gekümmert.«

»In der Tat.«

»Sie hat ihm das Blut genommen, nicht wahr?«

Die Frau vor mir nickte verkrampft. Dabei bewegte sie den Mund, aber kein Wort kam über ihre Lippen.

»Wie konnte das geschehen?«

»Das wissen wir nicht. Er war plötzlich hier, und Marcia hat von einer Erscheinung gesprochen, die ihr widerfahren war. Sie veränderte sich, und sie tat so, als wäre ihr die Mutter Gottes erschienen. Das müssen Sie sich einmal vorstellen. Sie war plötzlich wer, und sie sagte zu uns, daß man ihr eine Aufgabe übermittelt hätte.«

»Welche denn?«

»Das ist nicht schwer zu sagen. Man hat ihr eben die bestimmten Kräfte gegeben.«

»Die heilenden.«

»So muß es gewesen sein.«

»Zusammen mit dem Blut?«

»Marcia hat es gesagt. Sie sprach von der Erscheinung des Engels. Sie ist durch diese Worte zu einer Gotteslästerin geworden, was wir ihr auch sagten, aber sie hat sich nicht davon abbringen lassen. Für sie war es die Wende in ihrem Leben, und sie hat wirklich alles angenommen, was ihr von nun an geboten wurde. Sie wollte nicht mehr bei uns bleiben. Sie wollte das Land verlassen und berühmt werden, und das ist ihr wohl auch gelungen, wie Sie selbst am besten wissen.«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Dann wissen Sie jetzt alles, Signore Sinclair.«

»Um Himmels willen, nein! Es fehlt noch einiges.«

»Was denn?«

»Ich bleibe bei dem Begriff Engel. Wie kommt es, daß er ihr erschienen ist und nicht Ihnen oder einer anderen Frau aus dem Ort? Haben Sie dafür eine Erklärung?«

»Nein.«

»Es muß eine geben und auch eine dafür, daß Marcia verschwunden ist.« Ich ging nicht in die Details und erzählte auch nichts von meiner Entdeckung im Spiegel.

Die Frau vor mir wiegte den Kopf. »Sie war schon immer etwas anders«, gab sie schließlich zu.

»Das müssen Sie mir erklären.« Alexa Tardi sperrte sich. Sie hatte ein Großteil ihrer Selbstsicherheit zurückgefunden. Ihr war aufgegangen, daß hier nicht einer aus ihrem Lebenskreis vor ihr saß, sondern jemand, der aus der Fremde gekommen war, aus einem anderen Land. »Warum sollte ich Ihnen das alles sagen, Signore Sinclair? Ich habe Ihnen schon diesen - na ja, es ist nicht eben ein Engel - diese Gestalt gezeigt, was mich schon wundert. Sie sind ein Fremder, und Sie stammen nicht mal aus meinem Land. Warum sollte ich Ihnen also vertrauen?«

»Ganz einfach, Signora Tardi. Weil ich Ihnen helfen will. Ich bin gekommen, um einen Fall aufzuklären, aber ich bin auch hier, um Ihnen zu helfen. Deshalb sollten Sie mir erstens glauben und zweitens Vertrauen in mich setzen.« Sie hatte mir zugehört und strich wieder über ihr Kopftuch. »Aber Sie kamen mit Marcia.«

»Ist das so schlimm?«

»Wie man es nimmt, Signore Sinclair. Diese Frau gehört nicht mehr zu uns. Sie hat uns ja auch verlassen, und wir waren froh darüber. Aber jetzt ist sie in Ihrer Begleitung zurückgekehrt, und das macht uns schon nachdenklich, wenn ich ehrlich sein soll. Sie haben mir auch erzählt, daß Marcia Ihr Leben gerettet hat. Das will ich gern glauben. Wie wollen Sie da noch objektiv sein?«

»Bene, Signora, Ihre Bedenken kann ich verstehen. Sie sind legitim, aber ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, rätselhaft Phänomene aufzuspüren. Ich bin jemand, der - ich sage es bewußt grob - Geister, Dämonen und andere Geschöpfe der Finsternis jagt. Ich habe schon einige Erfolge errungen, ich kenne mich aus, aber ich bin kein Exorzist, sollten Sie mich danach fragen. Ich möchte nur, daß das Böse verliert, und ich weiß auch, daß hier nicht alles mit rechten Dingen zugeht. Dabei beziehe ich natürlich auch Marcia Morana mit ein.«

Alexa Tardi ließ sich Zeit, um meine Worte zu verarbeiten. »Gut«, sagte sie dann, »das sehe ich ein. Und irgendwie habe ich Ihnen ja schon vertraut, als ich Sie herführte und Ihnen die Gestalt zeigte.«

»Wobei wir wieder beim Ursprung wären, bei Marcia.«

»Ja.«

»Die schon immer ein wenig anders war, wie Sie sagten.«

»In der Tat. Sie hat sich als Kind und später als junges Mädchen ungewöhnlich verhalten, denn sie ging immer ihre eigenen Wege. Sie war sehr verschlossen, wollte mit vielen Kindern und Jugendlichen nichts zu tun haben. Redete auch sehr wenig und kümmerte sich ansonsten um Dinge, die uns suspekt waren.«

»Welche genau?«

»Sie ging oft in der Nacht allein weg, zum Beispiel.«

»Was tat sie da?«

Alexa Tardi hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, wohin sie ging und wo sie sich versteckte. Sie hat niemanden mitgenommen. Es entstanden natürlich Gerüchte, und besonders Mutige haben sie mal verfolgt. Sie fanden auch einiges heraus, aber nicht genug. Die Morana war zwischen die Felsen gegangen, wie wir sagen, und sie hat sich an einen bestimmten Ort gesetzt, um zu meditieren.«

»Was war das für ein Ort?«

»Ein Stein, ein Kreuz, eine Stelle, die deshalb gekennzeichnet wurde, weil dort jemand verunglückte.«

»Wer?«

Alexa Tardi schaute auf den Tisch und schwieg.

»Wollen Sie es mir nicht sagen?«

»Doch.«

»Aber…«

Sie hob den Kopf an. »Es fällt mir schwer, aber dort verunglückten Marcias Eltern.«

»Oh…«

»Sie waren sofort tot. Es ist eine enge Straße, und das Motorrad bremste wohl nicht so gut, auf dem beide Eltern saßen. Zusammen mit der kleinen Marcia. Sie überlebte, ihre Eltern aber kamen ums Leben. Sie trugen keine Helme und erlitten gefährliche Kopfverletzungen. Es gab keine Rettung mehr für sie.«

»Das hat mir Marcia nie gesagt.«

»Sie wollte damit auch nichts zu tun haben, obwohl sie immer wieder diesen Ort besucht. Aber allein. Einige waren der Meinung, daß sie dort nur hinging, um mit ihren toten Eltern Kontakt aufzunehmen. Wir glaubten daran, daß sie mit ihnen sprechen wollte.«

»Aber nicht im eigentlichen Sinne?«

»Nein.«

»Dann trauten Sie es ihr also zu, Kontakt mit den Toten aufzunehmen, eine Verbindung zum Jenseits zu schaffen.«

»Bestimmt.«

»Und wie verhielten Sie sich? Ich meine nicht nur Sie persönlich, sondern auch die anderen Menschen in Aldroni.«

Alexa Tardi wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Ihr Gesicht sah so aus. »Wissen Sie, Signore Sinclair, Sie dürfen unseren

Ort nicht mit den anderen Städten vergleichen, die Sie kennen. Hier ist alles anders. Wir sind hier zurückgeblieben. Wir leben hinter dem Berg, die Ereignisse der großen Welt laufen an uns vorbei. Für manche ist es schon etwas Besonderes, daß sie Strom haben, mal übertrieben gesagt. Hier hat sich noch viel aus der Vergangenheit gehalten, Signore Sinclair. Man glaubt auch an Dinge, die man nicht sieht. Man ist zwar gläubig, aber den Aberglauben kriegen Sie nicht weg.«

»Kann sein«, sagte ich, »aber das ist nicht mein Thema. Mir geht es auch um die Gestalt unter uns. Sie muß irgendwoher gekommen sein. Marcia hat ihn als Engel angesehen, sie hat sich sein Blut genommen und damit die Menschen geheilt. So frage ich jetzt Sie. Ist er ein Engel?«

Alexa antwortete mit einer Gegenfrage. »Ist er ein Geist?« Sie hauchte den Satz nur.

Ich verzog das Gesicht. »So kommen wir doch nicht weiter. Wir müssen uns zumindest auf einen Begriff einigen.«

»Bitte.«

»Bleiben wir bei Engel?«

»Ja, meinetwegen.«

»Sehr gut«, sagte ich. »Er ist ein Engel, und er kann früher einmal eine feinstoffliche Gestalt gehabt haben. Das aber ist vorbei. Jetzt hat er sie verloren und liegt dort blutleer wie in einem Grab.«

»Niemand geht mehr in die Kirche«, flüsterte Alexa.

»Warum nicht?«

»Sie fürchten sich vor ihm. Jeder weiß doch, daß der Engel dort unten liegt.«

»Das stimmt. Er ist tot. Ich habe die Schnitte in seinem Körper sehr gut gesehen. Wenn mich nicht alles täuscht, müssen sie ihm mit einem Messer zugefügt worden sein, und ich kann mir auch vorstellen, wer sie ihm beigebracht hat.«

Alexa nickte nur.

»Da wir uns einig sind, baut sich meine nächste Frage auf. Ich würde gern von Ihnen wissen, Signora Tardi, wie Marcia an diesen Engel herangekommen ist. Wie konnte sie ihn locken? Das begreife ich nicht, denn sie hat es mir auch nicht gesagt. Für mich und die Aufklärung des Falls ist es aber wichtig. Deshalb meine Frage an Sie: haben Sie…?«

Alexa schüttelte den Kopf. Ich wußte, daß ich nicht mehr weiterzusprechen brauchte. »Wir haben keine Ahnung. Er war hier, es ist schon einige Zeit her, und er blieb auch hier. Wie Marcia es geschafft hat, ist uns ein Rätsel. Sie sind doch mit ihr gekommen und haben zu ihr einen guten Kontakt. Fragen Sie die Frau.«

Ich zeigte ein schiefes Lächeln. »Wenn das so einfach wäre.«

»Wieso?«

»Sie ist nicht da.«
»Bitte?« Alexa schaute verwundert. »Sie haben doch unter einem Dach mit ihr den Abend verbracht und…«
»Davon abgesehen, daß wir in verschiedenen Räumen geschlafen haben, so ist es mir nicht gelungen, mit Marcia in den letzten Stunden zu sprechen. Sie befindet sich nicht mehr in ihrem Zimmer. Sie ist weg, verschwunden, hat sich möglicherweise aus dem Staub gemacht oder wartet irgendwo noch auf uns.«
Was mich bedrückte, faßte Alexa als Gegenteil dessen auf. »Das ist gut«, sagte sie leise. »Sie soll nicht mehr kommen. Wir wollen Sie hier nicht haben. Wir haben uns zusammengefunden, um sie zu vertreiben, verstehen Sie?«
»Irgendwo schon«, gab ich zu. »Aber es haben sich nur Frauen versammelt, Signora Tardi, nur Frauen! Ich frage mich natürlich, wo die Männer des Ortes sind.«
Alexa schwieg. Aber sie war nervös oder erregt, denn sie spielte mit ihren Fingern. Ihr gefiel es nicht, darauf eine Antwort geben zu müssen, deshalb hob sie nur die Schultern.
Ich blieb hart. »Was ist mit den Männern?«
»Weg.«
»Das ahnte ich.«
»Nehmen Sie es zur Kenntnis.«
»Sind Sie geflohen?«
»Nein.«
»Sondern?«
»Gegangen, sage ich mal. Es gibt hier keine Männer mehr. Dieser Ort ist tot. Er liegt einsam. Er lebt von den Frauen und den wenigen Kindern, die uns die Männer hinterlassen haben. Sie sind alle weg, sie sind in die Städte gegangen, um dort ihr Brot zu verdienen, wie man so schön sagt. Sie wollten nicht mehr bleiben, weil sie hier keine Chance mehr sahen, verstehen Sie?«
»Beruflich?«
Alexa zögerte mit der Antwort. »Ja - schon…«
Ich glaubte ihr nicht so recht, aber das war jetzt nicht wichtig. Es ging in zweiter Linie um den Engel, aber in erster ging es um Marcia Morana.
Nur sie konnte Licht in das Dunkel bringen. Ich fragte mich auch, was ich mit diesem Engel machen sollte. Ich konnte ihn liegenlassen, aber es war auch möglich, daß ich ihn mit meinem Kreuz angriff. Das würde sich noch alles ergeben. Jedenfalls gab es mehr Rätsel als zuvor, und das größte hieß Marcia Morana.
»Jetzt wissen Sie alles.«
»Aber nicht genug.«
»Das weiß ich, Signore Sinclair. Wir wissen auch zuwenig. Tun Sie

uns einen Gefallen. Nehmen Sie Marcia und gehen Sie wieder. Es ist besser so. Wir brauchen Sie nicht. An den Engel haben wir uns gewöhnt, aber er und sie zusammen, das geht nicht gut. Da gibt es Verbindungen, die uns nicht gefallen, wenn Sie verstehen.«

»Das glaube ich Ihnen. Mir ist noch etwas eingefallen. Auch ein Pfarrer ist ein Mann. Ist er wenigstens hier im Ort geblieben?«

»Si. Aber er ist tot.«

»Auch das noch.«

»Er starb vor einigen Wochen. Er war alt, das Herz machte nicht mehr mit.«

»Und wie ist es mit einem neuen Pfarrer?«

»Noch haben wir keinen. Die Kirchenleitung hat uns wohl vergessen.«

Ich mußte lächeln, obwohl die Situation nicht dazu angetan war.

»Irgendwo paßte es wohl zusammen. Hier im Ort ist eben alles anders und mit der normalen Welt nicht vergleichbar.«

»Ja, wir leben hier wirklich am Rande der Welt. Oder sind einfach von ihr vergessen worden. Aber wir wollen es nicht ändern. Es läuft alles irgendwie weiter.«

»Und Marcia?«

»Ist der Punkt, der uns stört.«

»Akzeptiert.«

»Was wollen Sie jetzt tun?« Alexa Tardi rückte etwas näher an den Kerzenschein heran. Ich konnte ihr Gesicht deutlich sehen, in dem die Schatten jetzt verschwunden waren. Kopftuch und Kleidung hatten sie noch älter gemacht, als sie tatsächlich war. Sie war etwa vierzig, und das harte Leben in dieser Region hatte Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen.

»Lassen Sie uns gehen«, schlug ich vor.

»Und dann?«

»Wir werden weiterreden, wenn es hell geworden ist. Am Tag sieht alles oft ganz anders aus, finde ich.«

»Ja, aber nur äußerlich, Signore Sinclair. Die Probleme aber bleiben, denn sie lassen sich nicht so einfach aus der Welt schaffen.«

»Ich werde mich darum kümmern.«

Nach diesem Satz schaute mich Alexa intensiv an. Sie zeigte einen skeptischen Gesichtsausdruck, der allerdings mehr und mehr verschwand und sich zu einem Lächeln veränderte. »Es ist schon komisch oder ungewöhnlich, aber ich vertraue Ihnen.«

»Danke.«

Wir erhoben uns zugleich, gingen noch einmal durch die düstere, totenstille Kirche und traten hinaus in die Nacht.

Die Rätsel waren nicht weniger geworden.

***

Ich hatte Alexa Tardi versprochen, sie noch bis zu ihrem Haus zu bringen, was sie sehr begrüßte. Sie hakte sich sogar bei mir ein, sagte kaum etwas, als wollte sie die bedrückende Stille in dem kleinen Felsenort nicht stören. Jeder von uns hing seinen Gedanken nach, und nur die Echos der Tritte begleiteten uns.

Von den anderen Frauen sahen und hörten wir nichts. Sie hatten sich wieder in ihre Häuser zurückgezogen und waren dort auch im Dunkeln geblieben, denn nach erleuchteten Fenstern hielten wir vergebens Ausschau. Alles war eingepackt in die wattige Finsternis und wurde beschützt von den kantigen Felsen der Abruzzen.

Es war kühler geworden, und die Mauern schienen auszuatmen. Es roch nach Staub und Asche.

Alexa Tardi wohnte an der breitesten Straße des Ortes, die ich nur weiter hochgehen mußte, um das Haus der Marcia Morana zu erreichen. Ein paar Pflanzen hatten es trotz der widrigen Bedingungen geschafft, sich an der Haus wand hochzuranken. Allerdings nur bis zu den Blendläden, der unteren Fenster, dort endeten sie dann wie abgeschnitten.

Von der schmalen Haustür blieb Marcia stehen. »Was soll ich Ihnen wünschen?« fragte sie.

»Eine gute Nacht.«

»Mehr nicht?«

»Nein.«

»Ich denke weiter.«

»Sie brauchen keine Furcht zu haben.« Ich bewegte den Kopf und schaute an der grau wirkenden Hauswand hoch. »Wohnen Sie allein hier?«

»Nein, zusammen mit drei Familien.«

»Ohne Männer?«

»Im Moment schon.«

»Gut.« Ich reichte ihr die Hand. »Versuchen Sie, ein paar Stunden zu schlafen, es lohnt sich immer.«

»Danke, gute Nacht.« Alexa Tardi drehte sich um, drückte die Tür auf, die nicht abgeschlossen war, und verschwand geduckt durch den Spalt.

Auch als sie die Tür von innen her wieder zudrückte, schaute sie nicht mehr zurück.

Ich war allein, blieb allein und ging auch allein dorthin, wo ich wohnte.

Der Weg stieg steil an. Ich bewunderte die älteren Menschen, die ihn tagtäglich gehen mußten, aber das war auch letztendlich mehr eine Gewohnheit.

Der unterschiedlich hohe und harte Stein drückte gegen meine Fußsohlen. Ein bequemes Gehen war dies nicht unbedingt. Manche

Oberflächen waren einfach zu glatt und deshalb auch rutschig geworden.
Vor der Tür schaute ich zurück.
Da das Haus sehr hoch lag, hatte der Betrachter einen fantastischen Panoramablick über die Berge, die in einer majestätischen Ruhe lagen.
Ich dachte daran, daß Marcia verschwunden war, wobei ich mich fragte, ob sie noch immer im Spiegel steckte oder ob man sie freigelassen hatte. Ihr Gesicht mit dem blutigen Kreuz wollte mir nicht aus dem Sinn.
Ich hatte darüber nachgegrübelt und fragte mich, aus welchem Grund es wohl entstanden war. Das erinnerte mich an ein böses Omen, an ein Mal, ein Zeichen und gefährliches Stigma.
Auch an Rache!
Gerade dieser letzte Gedanke wollte mir nicht aus dem Kopf. Es konnte durchaus sein, daß diese Person etwas falsch gemacht hatte und es möglicherweise besser für sie gewesen wäre, nicht mehr in den Heimatort zurückzukehren. Aber sie hatte es gewollt, sie hatte mir von diesem Engel erzählt und mich neugierig gemacht. Außerdem war sie meine Lebensretterin, und ich hatte mich ihr gegenüber irgendwie verpflichtet gefühlt. Deshalb war ich auch, ohne zu zögern, mitgefahren.
Ich betrat das Haus.
Stille umfing mich, als ich mich der Treppe näherte.
Mittlerweile kannte ich mich so gut aus, daß ich mich auch in der Dunkelheit orientieren konnte und dabei keine Lampe brauchte. Vor der ersten Stufe blieb ich stehen und legte die Hand auf das kalte Eisengeländer, dann stieg ich die Treppe hoch.
Ich hatte mein Zimmer in der zweiten Etage, aber dort wollte ich nicht hin, denn ich mußte mit Marcia reden, deshalb suchte ich sie. Zuletzt hatte ich ihr verändertes Gesicht im Spiegel gesehen.
Irgendwo hatte ich auch die Hoffnung, daß sie sich mir normal zeigte.
Vor der Tür blieb ich für einen Augenblick stehen. Auch ein Lauschen oder Horchen brachte nichts, es blieb alles so verdammt ruhig, und nur mein eigenes Atmen war zu hören.
»Marcia…?«
Ich hatte den Namen halblaut ausgesprochen, doch sie antwortete nicht.
Einen zweiten Versuch unternahm ich nicht, sondern drückte mit der flachen Hand die Tür auf.
Das zwielichtige Halbdunkel des Zimmers schluckte mich. Die wenigen Möbel schienen in die Finsternis abgetaucht zu sein, denn sie waren kaum zu erkennen.
Ich ging weiter. Der blanke Stein schabte unter meinen Füßen. Das

Fenster sah ich ebenfalls als einen helleren Fleck, und die Decke wirkte wie ein blasser Himmel.

Ich ging auf das Bett zu. Beim Eintreten war es mir nicht aufgefallen, jetzt, wo ich näher an die Liege herantrat, war es schon zu sehen. Das Bett war belegt. Ich trat noch einen Schritt näher, und diese Bewegung war auch zu hören gewesen, denn plötzlich schnellte die Gestalt auf dem Bett hoch und setzte sich hin.

Ich hörte einen leisen Schrei, mehr nicht. Aber die Stimme kannte ich sehr gut.

Sie gehörte Marcia Morana!

***

Ich hatte es mir gewünscht, aber nicht damit gerechnet, sie hier im Bett liegen zu sehen. Jetzt saß sie. Ihre Arme hatte sie halb erhoben und die Hände gegen die Brust gepreßt, als wollte sie ihren wilden Herzschlag damit unterdrücken. Auch in der Dunkelheit waren ihre weit aufgerissenen Augen zu erkennen. Mit sanfter Stimme, um sie nicht zu sehr zu erschrecken, fragte ich: »Darf ich das Licht anknipsen?«

»John? Bist du es, John?«

»Wer sonst?«

»Ja, bitte…«

Der Lichtschalter befand sich neben der Tür an der Wand. Er gehörte noch zu den alten Drehschaltern, die bei jeder Bewegung knackten. Ich lauschte dem mir fremd gewordenen Geräusch und schaute zur Deckenlampe. Es wurde hell im Zimmer.

Marcia Morana saß auf dem Bett. Für sie hatte ich keinen Blick; ich schaute sofort zu dem Spiegel, der seine Magie verloren und wieder normal geworden war. Ich konnte mich darin ganz normal betrachten.

Auch das Bett mit der Frau malte sich teilweise darin ab. Überhaupt nichts wies auf eine Veränderung hin. Selbst Marcia redete mich völlig normal an.

»Wie spät ist es denn?«

»Schon fast zwei Uhr.« Sie fuhr mit beiden Händen durch ihr Gesicht, rieb sich die Augen und wühlte ihr Haar durch. Natürlich war auch das blutige Kreuz in ihrem Gesicht nicht mehr zu sehen, vor mir saß eine völlig normale Frau.

Ich faßte einen Stuhl an der Lehne an, stellte ihn neben das Bett und ließ mich darauf nieder. »Geht es dir gut?«

Sie lächelte schief und hob die Schultern. »Das weiß ich noch nicht wenn man plötzlich aus dem Schlaf gerissen wird…«

»Du hast also geschlafen?« Meine Frage verwunderte sie. »Ja, ich habe geschlafen. Was hätte ich denn sonst tun sollen?«

»Darf ich ehrlich sein?«

»Sicher!«
»Ich war schon einmal in deinem Zimmer, und zwar kurz vor Mitternacht.«
Ihre Frage kam spontan. »Warum hast du mich dann nicht geweckt, John?«
»Das war nicht möglich.«
»Ach - weshalb nicht?«
»Du warst nicht da.«
»Bitte!?«
»Ja, du warst nicht in deinem Bett. Es hört sich zwar seltsam an, aber es stimmt.«
Sie schwieg, zog die Augenbraue zusammen, so daß sich auf ihrer Stirn eine steile Falte bildete. »Das ist äußerst ungewöhnlich«, murmelte sie.
»Das kann ich mir nicht vorstellen.«
»Ich lüge nicht.«
»Habe ich auch nicht gesagt, John, aber ich müßte mich doch daran erinnern können.«
»Eigentlich schon. Mal eine Frage. Als Schlafwandlerin hast du dich noch nie erlebt - oder?«
»Nein«, gab sie flüsternd zurück. »Nicht daß ich wüßte. Ich bin jedenfalls immer in meinem Bett aufgewacht.«
»Aber das Bett war leer.«
»Und wo war ich?«
»Das ist eben das Problem, Marcia.«
Sie hatte mich beobachtet und sagte mit leiser Stimme: »John, du weißt es. Du weißt es sehr genau. Du bist darüber informiert. Stimmt es? Wenn ja, dann will ich es wissen.« Sie blieb in ihrer sitzenden Haltung, rückte aber weiter vor, und das Bettlaken, das sie bisher gerafft vor ihre Brust gehalten hatte, geriet ins Rutschen und fiel vor ihrem Körper zusammen. Sie schlief nicht nackt, aber das Oberteil war ziemlich dünn, und die nackte Haut zeichnete sich darunter ab. Ich sah die schweren Brüste durch den Stoff schimmern, wobei ich mich verdammt zusammenreißen mußte, denn Marcia war eine sehr hübsche Person mit einem fraulichen Körper. Und sie gefiel mir!
»Warum sagst du nichts?«
»Keine Sorge, ich rede schon weiter.« Dabei hatte sich der Kopf gedreht. Automatisch folgte auch Marcia meinem Blick und hörte dann meine Frage. »Ist das dein Spiegel?«
Sie lachte. »Wem sollte er sonst gehören?«
»Er interessiert mich.«
»Warum?«
»Das sage ich später. Kannst du mir sagen, woher du ihn hast?«
Sie hob die Schultern. »Er ist ein Erbstück. Ja, ich habe ihn von

meinen Eltern.«
»Einfach so?«
»Sicher. Aber ich verstehe nicht…«
»Sie haben nichts zu dem Spiegel erklärt?«
Marcia runzelte die Stirn. »Nein, das haben sie nicht, aber ich begreife dich noch immer nicht.«
»Das werden wir gleich ändern, Marcia, auch wenn du möglicherweise sehr überrascht sein wirst. Dieser Spiegel, der so normal aussieht, ist es nur beim ersten Hinschauen. Ich habe ihn anders erlebt, denn als ich dein Zimmer betrat und das Bett leer sah, habe ich dich trotzdem gesehen. Und zwar im Spiegel! Dein Gesicht sah aber anders aus.«
»Ach - wie denn?«
»Es war gezeichnet durch ein Kreuz aus Blut…«
Marcia schwieg. Aber sie bewegte sich, hob ihren Arm und streckte den Zeigefinger der rechten Hand ab. Sie fuhr damit über ihr Haar, die Stirn und bewegte den Zeigefinger auch waagerecht, denn so zeichnete sie die Stelle nach, an der sich das Kreuz befunden hatte.
Ich ließ sie in Ruhe und sagte erst etwas, als ihr Arm wieder nach unten gesackt war und die Hand auf der Bettdecke lag. »So habe ich es gesehen. Du warst im Spiegel. Ich stand vor ihm und hatte kein Spiegelbild. Es war einfach nicht vorhanden. Ich kam mir vor wie ein Vampir, der hat ebenfalls kein Spiegelbild. Was ich dir gesagt habe, entspricht der Wahrheit.«
Ich gab Marcia Zeit, um sich die Antwort überlegen zu können. »Ein Kreuz«, murmelte sie und schüttelte sich. »Ein Kreuz aus Blut.« Sie schluckte. »Himmel, das kann doch nicht wahr sein!«
»Ich sah es mit meinen eigenen Augen.«
Sie schaute mich leblos an. Ihre Augen waren dabei wie Steine. »Und ich habe davon nichts mitbekommen.«
»So sieht es aus.«
»Ich habe geschlafen.«
»Weiß ich nicht. Jedenfalls war dein Bett leer. Irgendwie mußt du aber in den Spiegel hineingekommen sein, Marcia, das steht für mich fest, und mir geht in diesem Fall auch nicht so um deine Person, sondern mehr um den Spiegel.«
»Weshalb denn um ihn?«
»Weil er allein wichtig ist. Er kann nicht normal sein. Jetzt ist er es, aber ich habe ihn anders erlebt, und ich möchte von dir mehr über ihn wissen. Was ist mit ihm los?«
»Ich habe ihn bekommen«, sagte sie tonlos.
»Ja, von deinen Eltern, die verunglückt sind.«
Plötzlich kam das Leben wieder zurück, »pas - das weißt du?«
»Ja, ich hörte es.«

»Von wem?«
»Eine gewisse Alexa Tardi erzählte es mir.«
Wieder geriet sie in Erstaunen. »Du kennst die Tardi?«
»Ich lernte sie in dieser Nacht kennen. Ich habe auch die anderen Frauen aus dem Ort gesehen, denn sie oder ihre Stimmen rissen mich aus dem Schlaf.«
»Was wollten sie denn?«
»Von mir nichts, Marcia. Sie redeten über dich. Sie haben sich regelrecht zusammengerottet und waren darüber nicht begeistert, daß du in deinen Heimatort zurückgekehrt bist. Sie riefen immer nur einen Satz. Sie ist wieder da! Sie ist wieder da! Es klang nicht nach einem Willkommensgruß, Marcia, das muß ich gestehen. Ich habe zudem den Eindruck gewonnen, daß du hier nicht sehr willkommen bist.«
Sie schürzte die Lippen. »Das weiß ich selbst.«
»Warum bist du es nicht?«
»Ich bin eben anders.«
»Liegt es an dem Engel? Liegt es daran, wie du aufgewachsen bist? Oder hat es mit dem Tod deiner Eltern zu tun? Die sind ja verunglückt.«
»Ja, das sind sie, John. Sie sind wirklich verunglückt; man hat sie nicht beschützen können.« Ihre Stimme klang verändert, jetzt, wo sie sich erinnerte. Da stieg die Vergangenheit wieder in ihr hoch, und plötzlich brannte ihr Blick. »Sie sind gestorben, obwohl sie es nicht wollten und großes Vertrauen hatten. Doch ihr Vertrauen wurde mißbraucht.« Sie hob einen Arm und schlug wuchtig mit der Handfläche auf die Decke.
»Durch wen wurde es mißbraucht?«
»Sie haben ihm vertraut.«
»Bitte, Marcia!« drängte ich. »Ihrem Schutzengel haben sie vertraut«, flüsterte sie. »Sie haben ihm immer vertraut. Sie beteten ihn an. Ich weiß es, ich war zwar Kind, aber ich habe es nicht vergessen. Sie waren so von ihm überzeugt, daß er sie immer beschützen würde, was er nicht getan hat. Hätte er sie beschützt, wäre der Unfall nicht passiert.«
»So siehst du es.«
»Und das ist die Wahrheit, John.«
»Ich akzeptiere sie. Deine Eltern sind tot, aber du lebst, und wie ich dich einschätze, hast du bis heute ihren Tod noch nicht richtig überwunden.«
»Das stimmt nur zum Teil. Mit ihrem Ableben habe ich mich abgefunden, aber nicht damit, wie es geschah. Daß sie von ihrem Schutzengel schmählich im Stich gelassen wurden. Daß er nicht seine Schwingen über sie ausgebreitet hatte. Das ist es, was ich nicht akzeptieren kann, daran leide ich, das gebe ich zu.«

»Du hast dich von den anderen Menschen hier abgekapselt, wie ich hörte.«

»Nicht ohne Grund. Ich wollte herausfinden, weshalb der Schutzengel versagt hatte.« Sie schaute jetzt zu den Fenstern, als würde sich dort die Lösung abzeichnen. »Ich war noch jung, als sie starben. Wohl hatte ich viel über den Schutzengel erfahren, aber sie haben mich nicht in die Tiefen des Geheimnisses eingeweiht. Sie wollten es später tun, aber ihre Zeit war leider vorbei.«

»Nun, wie ich dich kenne, hast du trotzdem einen Weg gefunden und hast den Engel kontaktiert.«

»Kann man so sagen.«

»Du hast dich gerächt?«

Sie hob die Schultern.

»Und der Engel liegt blutleer in einem gruftähnlichen Verlies unter der Kirche.«

Marcia erschrak. »Das weißt du auch schon?«

»Nicht nur das. Ich habe ihn gesehen. Man führte mich hin, und da habe ich ihn mir genau anschauen können. Die Gestalt lag auf dem Rücken. Ihr Körper zeigte zahlreiche Schnittwunden, die du ihm wahrscheinlich zugefügt hast. Du hast ihm das Blut genommen und es für deine Zwecke gebraucht. Du bist durch das Blut des Engels zu einer Heilerin geworden. Man kann sagen, daß der Engel trotz allem noch seine Pflicht getan hat. Mir hat er indirekt das Leben gerettet, denn die Messerwunde des Killers war verdammt tief.«

»Wenn du es so siehst, kann ich es dir nicht verbieten.«

»Siehst du es denn anders?«

»Ja!« Abrupt drehte sie den Kopf und starrte mich an. »Ich sehe es anders, ich muß es auch anders sehen, denn ich kann den Tod meiner Eltern nicht vergessen. Sie sind gestorben, obwohl sie auf die Kraft ihres Schutzengels vertraut haben, und das nicht ohne Grund, denn sie haben mit ihm in Kontakt gestanden. Aber jetzt sind sie tot, und es ist niemand da, der sie zurückholt. Der Engel hat mir die Möglichkeit gegeben, Gutes zu tun, aber er schaffte es nicht, mir meine Eltern zurückzugeben, und das kann ich ihm nicht verzeihen.«

Ich hob die Schultern. »Es ist ein Problem, mit dem du fertig werden mußt. Mich interessiert dabei etwas anderes, wie du dir sicherlich vorstellen kannst.«

»Noch nicht.«

»Es geht um den Engel. Und es geht darum, wie du es geschafft hast, mit ihm in Kontakt zu treten.«

Sie schwieg. Als ich mit einer Antwort rechnete, gab sie mir diese trotzdem nicht, denn sie schwang sich aus dem Bett und ging barfuß auf die Kanne mit dem Wasser zu, die neben einer Schüssel stand.

Ich verfolgte sie mit den Blicken. Ein knapper Slip umschmiegte die

doch etwas kräftigen Schenkel, was zu sehen war, als sie sich bückte und der Saum ihres kurzen Oberteils in die Höhe rutschte.

Sie kippte Wasser in die Schüssel und kühlte damit ihr Gesicht. Durch diese Verzögerung erhielt sie Zeit, über eine Antwort nachzudenken. Mit einem hellen Handtuch trocknete sie ihr Gesicht ab und kehrte wieder zurück zum Bett, auf dem sie im Schneidersitz ihren Platz einnahm. An den Haarspitzen schimmerten noch einige Wassertropfen wie durchsichtige Perlen.

»Ich warte noch immer auf eine Antwort, Marcia.«

»Das weiß ich, und ich habe erst nachdenken müssen.« Sie strich einige Haare zurück. »Ja, ich wußte, daß ich allein auf der Welt stand, als meine Eltern gestorben waren. Aber ich wußte auch, daß ich Kontakt mit dem Schutzengel bekommen mußte. Ich lebte bei einer Tante hier im Nebenhaus. Dieses hier blieb leer, aber ich kehrte immer wieder darin zurück. Ich kapselte mich auch von den anderen ab. Dieses Haus zog mich viel mehr an. Das Totenhaus, in dem es ein Geheimnis geben mußte.«

»Durch das deine Eltern Kontakt mit ihrem Schutzengel hatten aufnehmen können.«

Sie nickte einige Male. »Ja, das ist wahr. Du hast es richtig erkannt, und ich ließ nicht locker. Ich forschte. Ich lernte zu meditieren. Ich bin das Kind meiner Eltern, die etwas Unwahrscheinliches und auch Einmaliges geschafft hatten, und ich ging einfach davon aus, daß auch mir so etwas gelingen konnte, denn einiges habe ich doch von meinen Eltern geerbt.«

»Das glaube ich auch.«

»Es dauerte lange, John, sehr lange, bis ich etwas herausfand. Ich wußte, welches Geheimnis dieses Haus barg und wie meine Eltern den Kontakt mit ihrem Schutzengel hatten aufnehmen können.«

»Durch den Spiegel!« Marcia Morana schaute mich starr an. »Ja, du hast recht. Es geschah durch den Spiegel.«

»Wunderbar, den haben wir ja hier. Und ich habe dich in diesem Spiegel gesehen.«

Marcia atmete durch die Nase. Sie ballte die Hände zu Fäusten, räusperte sich und suchte nach einer Antwort. »Für meine Eltern muß der Spiegel etwas Wunderbares gewesen sein. Sie konnten ihn beherrschen. Wie das geschah, weiß ich nicht, aber ich habe lange Zeit davorgesessen, viel nachgedacht, viel meditiert, aber auch viel geweint, denn zu einer schnellen Lösung reichte es nicht.«

»Er ist so etwas wie ein Tor, nicht wahr?«

»Das glaube ich auch.«

»Das Tor zu den Engeln?«

»Zu ihm!« flüsterte sie. »Er kam also?«

»Ja, John, er zeigte sich mir. Er muß wohl in seiner Welt bemerkt

haben, wie sehr ich litt. Er zeigte Erbarmen. Ich sah ihn eines Nachts hier im Spiegel erscheinen.«

»Was tatest du dann?«

»Willst du es genau wissen?«

»Bitte.«

»Nun gut«, sagte sie und faltete die Hände wie zum Gebet. »Es ging danach alles relativ leicht…« Sie schloß halb die Augen, fing an zu sprechen und legte es mir so klar und deutlich dar, daß ich mir jede Einzelheit vorstellen konnte…

***

Marcias Erzählungen: Warum ist es an diesem Tag denn wieder so schlimm gewesen? So bedrückend, so eng? Ich habe doch nichts getan. Ich habe mich nur von den anderen entfernt und bin zurück in das Haus meiner Eltern gegangen, wo ich vor dem Spiegel Platz nahm.

Ich weiß jetzt ganz genau, daß er damit zu tun hat. Die Eltern haben durch ihn alles erreichen können, und ich will es ebenfalls.

Mein Gott, ich war froh, allein zu sein, auch wenn sich meine Gedanken nicht auf der positiven Seite bewegten. Aber das sollte sich ändern, ich nahm es mir vor.

Das Zimmer mit dem Spiegel war mir so vertraut geworden, daß mich die anderen Räume und Etagen des Hauses überhaupt nicht interessierten. Nur der Spiegel war wichtig, dieses Tor in die andere Welt, nach draußen hin, hinein in die fremde Welt.

Ich stellte den Korb mit den Lebensmitteln ab, denn ich wußte, daß es eine lange Nacht werden würde. In den nächsten Stunden würde sich alles verändern, dessen war ich mir sicher. Er würde kommen, ich brauchte nur zu warten, und ich würde ihm etwas vorspielen müssen.

In der folgenden halben Stunde bewegte ich mich wie eine normale junge Frau. Ich wusch mich, zog mir frische Kleidung an, dann öffnete ich eine Flasche Wein und goß das Glas fast bis zum Rand mit dem Roten voll. Ich hatte mich dabei auf das Bett gesetzt, schaute in den Spiegel, lächelte ihn an und mir somit selbst zu. So machte ich mir Mut, und meinen Durst löschte ich mit Wein.

Ich aß auch. Der Schafskäse war gut gewürzt, er nahm dem Alkohol die Wirkung. Zwischendurch trank ich klares Wasser, blieb aber auch beim Wein und wartete auf die Dunkelheit, die im Sommer immer sehr spät kommt, wenn der Abend praktisch schon vorbei ist.

Im Dorf herrschte eine trügerische Ruhe, was möglicherweise mit der Wolkendecke zusammenhing, die bleiern über dem Ort lag und die Schwüle festklammerte.

Ich stand am Fenster, schaute über die Dächer und dachte daran, wie fremd ich mich in dem Ort fühlte, der schließlich zu meiner Heimat zählte. Ich war hier geboren, kannte jedes Haus, jeden Stein, und

trotzdem war es nicht mehr meine Heimat.

Die Berge kamen mir nicht mehr vor wie Freunde, die mich beschützen wollten. Sie waren zu einer mächtigen Drohung geworden oder zu Mauern und Wänden, die mit aller Macht versuchten, mich aufzuhalten und daran zu hindern, auch nur einen Schritt weiter zu gehen und mich aus dem Haus zu entfernen.

So wie ich konnten sich eigentlich nur Gefangene fühlen, aber ich wollte einfach nicht gefangen sein, sondern mein Ziel erreichen, auch wenn ich mich dadurch aus der Dorfgemeinschaft löste. Aber das war mir egal.

Vor mir stand das Ziel. Ich würde an den Schutzengel herankommen, noch in dieser Nacht.

Ich ging wieder zurück und setzte mich auf die Bettkante. Meine Füße hatten auf dem harten Steinboden einen festen Halt bekommen. Zudem hatte ich das Bett so zurechtgerückt, daß ich direkt in den Spiegel schauen konnte. Dort zeichnete ich mich ab. Jede Bewegung wurde von mir verfolgt, ich wollte selbst den Ausdruck meines Gesichts studieren, denn irgendwie kam ich mir alt vor. Oder gealtert.

Das aber war nicht meine Schuld. Es hatte an den Umständen gelegen, unter denen ich litt.

Sehr leise klang meine Stimme, als ich den Spiegel ansprach und damit auch mich selbst. »Das ist vorbei. Es muß vorbei sein. Ich habe alles versucht. Er wird in dieser Nacht erscheinen, daran glaube ich fest. Und ich werde ihn fragen können, weshalb er versagte. Ich werde mit ihm durch den Ort gehen, ich werde ihm meine Heimat zeigen, die ich meinen Eltern zu verdanken habe, und die mir so brutal entrissen wurde. Der Engel soll sehen und erleben, was er damit angerichtet hat.« Ein starker Strom durchfloß mich, es war eine neue Kraft, wie ich sie kaum bisher gespürt hatte, und ich griff wieder zur Weinflasche, um das Glas erneut bis über die Hälfte zu füllen.

Diesmal trank ich den Wein sehr langsam und auch mit mehr Genuß, denn meine innere Einstellung war eine andere geworden. Ich fühlte mich sehr stark, und als ich mich auf meine Augen im Spiegel konzentrierte, da sah ich auch den Willen darin, es schaffen zu können.

Ich würde mich nicht fertigmachen lassen.

Den Käse hatte ich gegessen. Ich trank auch das Glas leer und fühlte mich gut.

Hinter mir befanden sich die beiden Fenster. Sie standen offen, so daß die etwas kühler gewordene Luft ihren Weg in mein Zimmer finden konnte. Sie streichelte dabei meinen Nacken und fuhr sogar leicht unter meine Haare, was mir guttat.

Der Tag zog sich zurück, und damit war meine Zeit gekommen. Ich stellte das leere Weinglas zur Seite, streckte meine Glieder und

konzentrierte mich auf zwei Dinge.

Zum einen auf mich selbst und zum anderen auf den Spiegel, der in einer wunderbaren Distanz vor mir stand und mein Bild deutlich zurückwarf. Ich war mit mir zufrieden, sogar ein Lächeln gelang mir, aber es war die letzte menschliche Regung, die ich zeigte, denn nun kam es darauf an, sich auf wichtigere Dinge zu konzentrieren.

Einige Male war mir der Kontakt mit dem Engel gelungen. Er hatte meine gestrigen Schreie gehört und kurz Kontakt zu mir aufgenommen. Leider zu kurz, deshalb brauchte ich diese Trance. Ich wollte mich geistig von der normalen Welt verabschieden und hineintauchen in die andere Ebene, wo er lebte und wo er ein Versprechen abgegeben hatte, das er nicht einhalten konnte.

Ich entspannte mich.

Es war gut, daß ich viel über Meditation gelesen hatte. Diese Bücher waren für mich sehr wertvoll gewesen. So gelang es mir, meine innere Nervosität zu unterdrücken und mich ganz und gar in meine eigene Welt zu versenken.

Dabei hielt ich die Augen immer offen, denn der Spiegel war ungemein wichtig. Er war das Tor in die andere Welt, das sich zwar noch geschlossen zeigte, sich aber durch meine geistigen Kräfte öffnen würde, zumindest hoffte ich das.

Es war still, und es wurde noch stiller.

Zumindest für mich, denn die abendlichen Geräusche aus dem Ort, die mich wegen der offenen Fenster erreichten, wehten einfach an mir vorbei, als wären meine Ohren taub.

Es gab nur mich und ihn, den Spiegel!

Ich starrte ihn an. Er war nicht so besonders blank geputzt. Staub hatte auf ihr ein gewisses Muster hinterlassen, was mich nicht weiter störte, denn noch immer gab er mein Bild zurück. Ich sah mich auf der Bettkante sitzen, aber ich sah nicht mehr. Das übrige Zimmer samt seiner Einrichtung war zurückgedrängt worden, und es gab nur mehr die großen, wichtigen Dinge. So wartete ich.

Meine Gedanken lösten sich, als wollten sie dabei meinen Kopf entleeren. Ich fühlte mich auch anders, viel leichter. Obwohl ich saß, hatte ich den Eindruck, leicht über dem Bett zu schweben oder von hilfreichen Armen gehalten zu werden.

Es war so sonderbar. Ich genoß es.

Ich liebte dieses aus der körperlichen Hülle Hervortreten und meinen inneren Frieden, den ich dabei hatte. Allerdings wartete ich vergeblich auf ein Glücksgefühl, denn die Spannungen auf das Kommende überwogen schon. Ich wollte endlich diesen Engel sehen, der viel versprochen, aber letztendlich auch versagt hatte.

Noch stand nur der Spiegel vor mir. Er veränderte sich nicht. Seine Fläche blieb, aber je länger ich mich auf die konzentrierte, um so

stärker kam mir die Veränderung vor. Ich wischte über die Augen, als ich glaubte, eine Bewegung gesehen zu haben.

Kam er?

War es der Beginn?

Mein Hals war trocken geworden. Hätte mich jetzt jemand angesprochen, ich wäre kaum in der Lage gewesen, ihm eine Antwort zu geben. Ich wußte mit einemmal, daß ich dicht davorstand, das Rätsel zu lösen. Diesmal würde mich der Schutzengel nicht im Stich lassen oder es nur auf einen kurzen Kontakt begrenzen.

Er würde kommen.

Noch bewegte sich nur die Fläche. Sie hatte auch ihren Glanz verloren und sah aus, als könnte sie jeden Augenblick auseinanderbrechen.

Aber sie hielt.

Und es bewegte sich etwas auf der Fläche oder im Hintergrund, so genau war es nicht zu erkennen.

Himmel, das war er. Der Engel kam!

Ich konnte meinen Blick nicht mehr lösen, auch wenn ich es versucht hätte. Ich stand unter einer irrsinnigen Spannung, sah mich dicht vor dem Ziel meiner Wünsche und zitterte deswegen. Meine Augen waren weit geöffnet, und ich kam mir vor wie jemand, der auf dem Sprungbrett sitzt und nur darauf wartet, sich im richtigen Moment abstoßen zu können.

In diesem Augenblick wußte ich nicht, was ich eigentlich genau empfand.

War es Furcht? War es vielleicht die Freude darüber, es doch geschafft zu haben?

Beide kamen zusammen, aber es verdichtete sich zu einer schon unerträglichen Spannung, die mich festhielt wie eine Klammer.

Und der Spiegel gab die Antwort auf seine Weise. Er verlor seine eigentliche Daseinsberechtigung und verwandelte sich in ein offenes Tor, das die Gestalt, die aus dem Hintergrund in ihn hineingetreten war, auch wieder freiließ.

Der Schutzengel kam.

Er drückte sich noch weiter, die Fläche geriet dadurch in stärkere Wallungen, und er brauchte sicherlich nur einen letzten Stoß zu geben oder Schritt zu machen, um es zu schaffen.

Diesmal hatte er keinen Kontakt auf geistiger Ebene mit mir aufgenommen. Ich hörte die Botschaft nicht in meinem Kopf. Es war auch besser so, wenn er sich mir zeigte.

Noch einmal wellte sich die Fläche genau dort auf, wo sich seine Umrisse befanden, und im nächsten Augenblick hatte er seine Welt und auch sein Tor verlassen.

Er war bei mir!

Ich war nicht in der Lage, mich zu bewegen, geschweige denn, etwas zu sagen. Ich mußte ihn einfach nur anschauen und sah ihn - ja, als was sah ich ihn denn?

War er ein Geist, ein feinstoffliches Wesen, öder war er dabei, sich in einen Menschen zu verwandeln?

Er war ein feinstoffliches Wesen und kein Mensch mehr. Er kam hervor, er brauchte den Boden nicht zu berühren, denn er schwebte über ihn hinweg. Er hatte keine Farbe, er war bleich wie ein heller Schatten, aber ich sah seine Beine und auch seine Arme, wobei ihm keine Flügel auf dem Rücken wuchsen.

Der Engel näherte sich meinem Bett. Ich wartete darauf, daß er bis zu mir kam und dicht vor mir stehenblieb, daß er mich berühren konnte. Das tat er nicht, denn nach einem weiteren kleinen Schritt blieb er stehen, als sollte ich mich erst an seine Anwesenheit gewöhnen.

Ich hatte ihn hingenommen. Er war jetzt da. Es gab ihn, und er war kein Traum.

Und er spreizte die Arme, streckte sie von seinem Körper weg, als wollte er ein Kreuz bilden. Diese Bewegung führte er sehr langsam durch, ich konnte ihn genau dabei beobachten, und ich sah auch, was mit ihm geschah, denn er veränderte sich.

War er zunächst nur als ein geistiges Wesen aus dem Spiegel hervorgetreten, so glich er sich nun den Lebewesen an, die auf dieser Erde ihre Heimat gefunden hatten.

Es war kaum zu glauben, aber er verwandelte sich in einen Menschen.

Seine feinstoffliche Gestalt löste sich nicht auf, sie füllte sich nur von innen, und dort, wo ich noch vor kurzem hätte hindurchfassen können, war alles kompakt geworden.

Sehnen, Muskeln, Fleisch, Blut oder wie auch immer, ich wußte es nicht.

Er war einfach da, und er hatte seinen feinstofflichen Zustand verlassen, um einen menschlichen Körper zu bekommen.

Dabei blieb er nackt, und ich fand auch, daß eine Kleidung irgendwie nicht zu ihm paßte. Seine Haut war anders als die eines Menschen. Sie erinnerte mich an helle Asche.

Ich konzentrierte mich auf seine Augen, ohne dort den himmlischen Glanz entdecken zu können, der von Engeln immer erwartet wurde. Sie blieben blaß, farblos, einfach grau, und es war für mich irgendwie enttäuschend. Auch sein Gesicht zeigte keine besonders markanten Merkmale. Wenn ich es beschreiben sollte, hätte ich es als neutral angesehen. Es war ein Gesicht, das einer Frau oder auch einem Mann gehören konnte, ohne daß irgendwelche prägnanten Merkmale hervortraten.

Ich wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Ich hatte lange auf diese Bewegung gewartet, jetzt aber war ich so überrascht, daß es mir die Sprache verschlagen hatte.

Der Engel schaute mich an.

Ich wich seinem Blick nicht aus und hatte plötzlich Mühe, meine Tränen zu unterdrücken, denn ich mußte wieder an meine toten Eltern denken, die genau auf diesen Engel gesetzt hatten, um von ihm beschützt zu werden. Sie hatten leider dem Falschen vertraut, und dieses Wissen ließ mich innerlich zittern.

Ich riß mich zusammen.

Nur keine Gefühle zu offen zeigen. Keinen Haß, auch keine Freude, mich möglichst neutral zu verhalten. Ich schaffte es, mir genau den Ruck zu geben, den ich brauchte und stand auf.

Gott, was fiel es mir schwer, ruhig stehenzubleiben. Die leichteste Frage zu stellen, wurde zu einem Problem. Nach einem zweimaligen Räuspern endlich schaffte ich es.

»Wer bist du?«

»Ich komme nicht von hier«, antwortete er mit einer Stimme, die so ungewöhnlich klang, als käme sie nicht von dieser Welt, sondern aus einer weiten Entfernung, wobei sie trotzdem nah war. Sie hallte irgendwo nach; ich wußte nicht wo. Möglicherweise sogar in meinem Kopf, aber darüber wollte ich nicht nachdenken.

»Ich weiß, daß du aus einer anderen Welt gekommen bist. Aber hast du auch einen Namen?«

»Jeder von uns hat einen Namen.«

»Ja, auch wir. Ich heiße…«

»Ich weiß, wie du heißt. Du bist Marcia, und du hast mich gerufen.«

»Sag mir, wie du heißt!« forderte ich. Die Furcht war jetzt verschwunden.

Ich hatte mich zwar nicht an den Besucher gewöhnt, aber ich konnte mit ihm leben.

»Ich bin Doniel.«

Daraufhin sagte ich nichts. Doniel - dieser Name war mir fremd. Aber ich wußte genau, daß die Engel, so unzählig sie auch sein mochten, alle Namen hatten, die mit denen der Menschen kaum zu vergleichen waren.

Er hieß also Doniel, und er mußte zu höheren Gattung der Engel zählen, denn nur solche waren als Schutzengel eingeteilt, wie in den alten Sagen und Überlieferungen zu lesen war.

»Dann weiß ich endlich deinen Namen, denn ich hörte meine Eltern nur von einem Schutzengel sprechen, der zugleich etwas Besonderes war, wie sie immer sagten. Sie trauten dir besondere Kräfte zu, heilende Kräfte, was mit deinem Blut zusammenhängen muß.«

»Sie haben dich nicht belogen.«

»Aber sie sind tot.«
»Ja, das weiß ich.«
»Und du hast sie nicht beschützt.«
Doniels Gesicht zeigte keine Regung, als er antwortete. »Es war allein ihre Schuld, nicht die meine. Ich bin ein Engel des Schutzes, aber es gibt immer wieder Felder im Leben eines Menschen, die ich nicht bewachen kann, das mußt du mir glauben.«
Ich hörte die Worte, doch mir fehlte der Glaube. Die Wut stieg in mir hoch, und ich hatte mehr als große Mühe, um sie zu unterdrücken. Ich wollte es nicht akzeptieren, was mir Doniel da gesagt hatte, nein, das auf keinen Fall, ein Schutzengel blieb ein Schutzengel, da konnte er noch so viel über Felder reden.
»Du hättest sie beschützen müssen.«
»Habe ich auch, aber im Leben eines Menschen geht nicht alles glatt. Der Mensch ist auch deshalb erschaffen worden, um all seine Kräfte einsetzen zu können. Er muß sich selbst aus gewissen Situationen herauswinden. Er ist für sich selbst verantwortlich.«
»Dann - dann stimmt das mit den Schutzengeln nicht - oder?«
»Doch, es gibt sie.«
»Wofür denn?« keuchte ich. »Wofür dann?«
»Ich will es dir erklären. Der Schutz eines Engels ist ebenfalls begrenzt. Er kann nicht immer über ihn wachen. Er hat hin und wieder auch Phasen, wo er den Menschen allein lassen muß, denn jeder auf dieser Erde ist für sich selbst verantwortlich.«
Ich schnappte nach Luft. Ich hatte alles verstanden und auch begriffen.
»Ja - ja«, stotterte ich, »du hast völlig recht. Ich gebe dir recht. Die Menschen müssen auch für sich selbst verantwortlich sein, das sehe ich völlig ein. Es ist gut.«
»Dann bist du zufrieden?«
Beinahe hätte ich aufgelacht oder aufgeschrien. Nein, ich war nicht zufrieden, aber das sagte ich ihm nicht. Ich hatte mir meinen Plan ausgetüftelt und würde ihn auch in die Tat umsetzen, das stand für mich fest. Ich hoffte, daß er meine echten Gedanken nicht lesen konnte, als ich ihn ansprach. »Und du bist wirklich in der Lage, durch dein Blut die Menschen zu heilen?«
»Ja, das kann ich. Jeder von uns verfügt über besondere Gaben.«
»Was meine Eltern wußten?«
»Sicher.«
»Weißt du, wo sie sich aufhalten?«
»In einer anderen Welt.«
Ich nickte. »Aber Kontakt zu ihnen hast auch du als ihr Schutzengel nicht mehr.«
Ich hatte noch eine Frage. »Wie steht es mit einer neuen Aufgabe,

Doniel? Du bist doch jetzt von deiner anderen befreit. Jetzt müßtest du der Schutzengel für eine neue Person sein.«

»Das bin ich auch«, erklärte er in vollem Ernst.

»Und? Wer ist die neue Person?« Ich merkte, daß sich meine Stimme verändert hatte, weil ich plötzlich unter einer sehr großen Spannung litt.

Ich ahnte schon etwas, aber ich wollte es von ihm wissen, aus seinem Munde erfahren.

»Du bist die Erbin deiner Eltern«, klärte er mich auf. »Und ich habe dieses Erbe übernommen.«

Ich schaffte es, meine Augen aufleuchten zu lassen. Ich wollte Freude zeigen, und sie ihm auch bekanntgeben. »Das ist einmalig, Doniel, das ist wunderbar. Jetzt, wo du bei mir bist, kann mir ja nichts passieren oder?«

»Wie meinst du das?«

Ruhig bleiben! schärfte ich mir ein. Du mußt jetzt die Ruhe bewahren und der Reihe nach vorgehen. »Ich meine, daß ich nicht mehr getötet werden kann, wenn du an meiner Seite stehst. So sieht das eben aus. Wenn jemand auf mich schießt, würde mich die Kugel nicht treffen. Wenn mich jemand mit einem Messer angreift, würde ich ebenfalls nicht verletzt werden, weil du ja bei mir bist oder es erst gar nicht so weit kommen läßt. Habe ich da recht?«

»Nein«, sagte er und enttäuschte mich. »Du hast nicht recht.«

»Wieso nicht?«

»Weil ich als Mensch nicht die Schutzgaben besitze, die ich als geistiges Wesen habe.«

Ich mußte lachen, auch wenn es ihn stören sollte. »Dann bist du jetzt völlig normal - oder etwa nicht?«

»Was nennst du denn normal?«

»Wenn ich dich anschaue, ein Messer ziehe und es dir in den Körper stoße, kann ich dich dann töten?« Gespannt wartete ich auf die Antwort, denn sie war mir unheimlich wichtig.

»Ja, das kannst du.«

Ich atmete innerlich auf. Ich war unheimlich zufrieden mit dieser Aussage, aber ich ließ mir meine Freude nicht anmerken. Zum Glück durfte Doniel als Engel nicht lügen, denn das paßte nicht zu ihm. Er hielt sichln die Regeln und wußte nicht, wie sehr er mir dabei entgegenkam.

»Möchtest du sonst noch etwas wissen?« fragte er mich.

Ich nickte heftig. »Ja, gern. Wenn du wieder zurück in deine Welt eintauchst, bist du unverletzbar.«

»So lauten die Regeln.«

Ich nickte. »Das dachte ich mir. Aber ich weiß jetzt, daß ich nicht verloren bin und einen Schutzengel habe.«

»Ich habe mich dir einmal gezeigt, und dabei möchte ich es bleiben lassen. Du weißt Bescheid, du kannst dich danach richten.«

Plötzlich spürte ich Furcht, daß mein Plan doch nicht gelingen konnte.

»Bitte, noch keinen Abschied, ich - ich habe noch etwas anderes mit dir vor, Doniel.«

»So? Was?«

Ich senkte den Kopf und demonstrierte Verlegenheit. »Nun ja, eigentlich traue ich mich nicht so recht, aber wo du doch mein Schutzengel bist, möchte ich es dir trotzdem sagen.«

»Sprich es aus!«

Mein Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Ich möchte, daß du mit mir durch den Ort gehst. Ich will dir zeigen, wie meine Eltern gelebt haben und wie ich lebe. Ich möchte auch mit dir in die Kirche gehen, und wenn du nichts dagegen hast, den Ort besuchen, wo deine beiden Schützlinge den Tod gefunden haben.«

Er schwieg. Und dieses Schweigen ließ bei mir die Spannung kochen.

Es kam jetzt einzig und allein auf seine Antwort an. Fiel sie in meinem Sinne positiv aus, war alles klar. Klang sie negativ, konnte ich meinen Plan vergessen.

»Bitte«, flüsterte ich und schaute ihn dabei mit einem Blick an, für den ich mich selbst schämte.

Doniel ließ mich noch warten. Seinem Gesicht war nicht anzusehen, mit welchen Gedanken er sich beschäftigte, ich konnte mir selbst nur die Daumen drücken.

Der Engel wollte mir meinen Wunsch erfüllen und sich den Ort ansehen.

»Wann soll es geschehen?« fragte er noch.

Die' Antwort war simpel, doch ich hatte Mühe, sie über die Lippen zu bringen, was an meiner inneren Erregtheit lag und auch an der Weichheit in den Knien.

»Sofort…«, flüsterte ich.

Doniel nickte. »Ja, dann laß uns gehen, bevor meine Zeit vorbei ist…«

Ich atmete auf und jubelte innerlich.

***

Bevor meine Zeit vorbei ist, hatte er gesagt, und diese Worte hatte ich nicht vergessen. Deshalb wollte ich auch nicht zu langsam durch Aldroni gehen, sondern ziemlich schnell und mit ihm zuerst den Ort aufsuchen, wo meine Eltern verunglückt waren.

Der Platz lag nicht weit vom Dorf entfernt. In südlicher Richtung, wo die schmale Straße steil und in vielen Kurven ins Tal führte. Eine dieser Kurven hatte mein Vater damals unterschätzt. Es war

möglicherweise auch glatt oder feucht gewesen, jedenfalls war die Maschine ins Rutschen geraten und hatte meine Eltern gegen die Felswand geschleudert.

Auch für einen Fremden war der Unglücksort nicht zu übersehen, denn er wurde von mir immer wieder mit einem Blumenstrauß geschmückt, der auch jetzt dort lag. Ich hatte mir dafür eine schmale Vertiefung zwischen zwei kleinen Steinen ausgesucht.

Wir blieben davor stehen. Mühsam kämpfte ich mit den Tränen, und meine Stimme klang tränenschwer, als ich sägte: »Hier ist es passiert, genau an dieser Stelle.«

Doniel nickte. Er legte mir eine Hand auf die Schultern. Die Geste, so fürsorglich sie auch gemeint war, beruhigte mich keineswegs. Ich hatte Mühe, auf der Stelle zu stehen, denn mir kam es vor, als hätte mich der Sensenmann berührt.

»Du wirst darüber hinwegkommen, Marcia. Du wirst irgendwann lernen, die Schläge des Schicksals zu vergessen. Das kannst du mir glauben. Ich als Engel kenne die Menschen.«

»Kennst du sie wirklich?«

»Ja.«

Ich schwieg, denn ich glaubte ihm nicht. Mich zum Beispiel kannte er nicht. Er wußte nichts von meinem außergewöhnlichen Plan, aber er sah die Gänsehaut, die über meine Arme lief und auch das Gesicht dabei nicht aussparte.

»Wäre es nicht besser für dich, wenn wir diesen Platz hier verlassen, Marcia?«

Ich nickte verkrampft, noch immer unter Tränen und auch mit einem Kloß im Hals. »Ja, du hast recht. Es ist bestimmt besser, wenn wir gehen, sonst verliere ich mich noch in meine traurigen Erinnerungen. Aber die Kirche, die möchte ich dir noch zeigen. Dort wirst du dich als Engel sicherlich wohl fühlen.«

»Gern.« In der Höhe seines Mundes bewegte sich die Haut. Es sollte ein Lachen sein.

Normalerweise hätte ich einen Jubelschrei ausgestoßen, aber ich hielt mich zurück, und nicht mehr als nur ein gehauchtes »Danke« drang aus meinem Mund.

Doniel drehte sich. Wir standen nicht allzu weit vom Dorf entfernt. Der Kirchturm war in der klaren Nachtluft gut zu erkennen. Über ihm war der Himmel von Sternen übersät, zwischen denen der Mond wie ein Wächter stand und sein blasses Licht aussandte.

Mein Plan näherte sich allmählich der Endphase. Ich hatte mir auch schon den Weg ausgedacht, den wir gehen mußten. Nicht dort, wo die Gassen etwas breit waren, sondern mehr die noch schmaleren, wo wir nicht in Gefahr liefen, irgendwelchen Bewohnern zu begegnen, denn es gab immer wieder welche, die in der Nacht nicht schlafen konnten

und nur umhergeisterten. Doch wir hatten Glück, und der Engel blieb nichtsahnend an meiner Seite. Ihm fiel auch nicht auf, daß sich meine Hand hin und wieder dem Rücken näherte und nach einem bestimmten Gegenstand faßte, der durch den dünnen Pullover verdeckt war.

Auch die Umgebung der Kirche war menschenleer, wie ich sehr bald erkennen konnte. Die alte Mauer brauchten wir an der Westseite nicht zu überwinden. Sie stand sowieso nur mehr zur Hälfte und schützte die in ihrem Windschatten liegenden Gräber nur schwach.

Ich ging jetzt schneller, war als erste an der Kirchentür und zog sie auf, wobei mich das unangenehm klingende Quietschen störte, doch Abstellen konnte ich es nicht.

Mehr Sorgen bereitete mir Doniel. Er stand vor der Tür und schaute sich um, als wollte er einen besonderen Eindruck wieder zurück in seine Welt nehmen.

Ich lächelte kalt, als ich daran dachte. Aber er sollte sich auch beeilen.

Anzusprechen brauchte ich ihn nicht, denn er bewegte sich von allein und drehte sich um, damit er die letzte Distanz überwinden konnte. Er strich dicht an mir vorbei, so daß er als erster die Kirche betrat, und ich nahm seinen Geruch nicht wahr, weil es ihn einfach nicht gab. Es gab Menschen, die davon sprachen, daß sie die Nähe der Engel riechen können, aber bei Doniel war das nicht der Fall.

Er roch nicht, seine Haut strömte nichts aus, er war einfach nur ein neutrales Wesen.

Die Tür fiel wieder zu. Ich hätte gern einen Schlüssel besessen, um sie fest zu verschließen, aber auch so konnte ich davon ausgehen, daß die Kirche um diese Zeit nicht mal vom Pfarrer betreten wurde. In der Nacht war dieses Gotteshaus für ihn tabu.

Ich wollte nicht näher über meine Vorbereitungen nachdenken und auch nicht über meinen Plan. Es gehörte sich nicht, ihn in der Kirche durchzuführen, aber ich dachte an meine Eltern, an ihren Tod und auch letztendlich an die Enttäuschung, die sie mir durch ihr Ableben bereitet hatten.

Der Engel bewegte sich auf den Altar zu. Es war sehr dunkel in der Kirche. Nur zwei einsame Kerzen spendeten ein wenig Helligkeit. Doniel trat nur sehr vorsichtig auf, und auch ich bemühte mich, leise zu sein.

Ich bewegte meine rechte Hand auf den Rücken und schob den Saum des Pullovers in die Höhe, um das Messer hervorzuziehen.

Es war eine sehr scharfe Klinge. Sie hatte meinem Vater gehört, und er hatte damit Wild ausgeweidet. Sie würde sich auch bei dem Engel bewähren, der für eine bestimmte Zeit eine menschliche Gestalt angenommen hatte.

Er war wieder nach vorn gegangen und stand jetzt so vor dem Altar, daß er ihn betrachten konnte.

Großen Schmuck zeigte die flache Platte nicht. Ein paar Blumen, ein Kreuz, das war alles.

Ich dachte daran, daß ich die Tat im Zeichen des Wortes stehenden Kreuzes begehen würde. Gewissensbisse überfielen mich, die jedoch verschwanden, als ich wieder die Gesichter meiner jetzt toten Eltern vor mir sah.

Er hatte versagt.

Er würde dafür büßen, und er würde mir den Weg meines weiteren Lebens ebnen.

Daran dachte ich, als ich noch einen Schritt näher an ihn heranging, und beim nächsten Schritt, den ich leiser vollzog, hob ich bereits den rechten Arm.

Aus der Faust schaute die Stahlklinge hervor. Mächtig und furchteinflößend.

Ich hörte den Engel sprechen. »In diesem Raum fühle ich mich wohl und geborgen. Er ist ein…«

Weiter sprach er nicht.

Ich hatte den rechten Arm mit dem Messer nach unten sausen lassen und stieß dann zu.

Einen Herzschlag später drang die Klinge tief in den Rücken des Engels!

***

Meine Hand zuckte vom Griff zurück, als wäre dieser elektrisiert worden.

Ich wußte, was ich jetzt war, aber ich wollte nicht darüber nachdenken, ich schaute nur auf den Rücken des Engels und hoffte, daß ich ihn tödlich getroffen hatte.

Wenn er so reagierte wie ein Mensch, dann konnte dies durchaus zutreffen, dann mußte er einfach zusammensacken und zu Boden fallen.

Das Messer steckte tief, und aus der Wunde sickerte nur wenig Blut. Mir kam die Zeit bis zum ersten Zittern der Gestalt unendlich lang vor, dann aber hätte ich beinahe gejubelt.

Doniel sackte zusammen. Er fiel noch nicht, weil es ihm durch einen Schritt nach vorn gelang, auf den Beinen zu bleiben.

Aber der zweite Teil seines Endes war damit eingeläutet, das wußte ich genau. Ich ließ auch meine Waffe in seinem Rücken stecken und lauerte darauf, ob er es schaffte, sich noch einmal zu erholen.

Nein, das passierte nicht.

Seine Gestalt verlor alle Kraft. Es kam mir so vor, als würde sie schwammig werden. Er schwankte von einer Seite zur anderen, er

versuchte es noch mit einem Ausfallschritt, ohne sich allerdings wieder in die Senkrechte bewegen zu können.

Seine linke Hand fuhr wild durch die Luft, weil sie nach einem Halt suchte. Da gab es nichts, auch nicht den äußeren Rand einer Kirchenbank. So griff er ins Leere, und es kam, wie es kommen mußte.

Er verlor völlig die Kontrolle und fiel hin.

Als er aufschlug und ich dieses Geräusch hörte, da kam es mir vor, als wäre mir ein Stein vom Herzen gerollt. Er war nicht auf den Rücken gefallen, sondern blieb auf dem Bauch liegen. Ich näherte mich dem Engel mit vorsichtigen Schritten, schaute erst einmal hoch, ob er sich bewegte, was nicht der Fall war, und faßte ihn dann an.

Ich rüttelte ihn und erlebte keine Reaktion.

Sehr gut, sehr gut.

Dann stellte ich mich wieder hin, bückte mich aber und umfaßte mit beiden Händen sein rechtes Handgelenk. Zusammen mit dem Arm hob ich es an, denn ich wollte den Arm als Hebel benutzen und ihn so zu dem Platz schleifen, den ich mir ausgesucht hatte.

Es war die kleine Sakristei, in der ich einiges vorbereitet hatte. Ziemlich außer Atem kam ich dort an und sah auch die Gefäße dort stehen, die mich im Augenblick nicht interessierten, denn viel wichtiger war der Raum unter der Klappe.

Ich zerrte die Luke hoch und war außer Atem, als ich es endlich geschafft hatte. Danach schleifte ich den Körper bis dicht an den Rand, bevor ich ihn in die Tiefe rollte.

Er prallte auf und blieb dort liegen.

Ich war zufrieden. Zusammen mit einigen Gefäßen kletterte ich ihm nach. Es war sehr dunkel, ich mußte einfach Licht haben, aber auch das war vorbereitet.

Die Kerzen standen bereit. Zwei Flammen reichten aus, um die Umgebung zu erhellen.

Ich lächelte, als das Licht über die Gestalt fiel. Dann bückte ich mich und umfaßte den Messergriff. Mit beiden Händen mußte ich daran zerren, um ihn aus der Wunde zu bekommen, und das erste Blut floß.

Ich wußte ja, daß ich Zeit hatte, und ich besaß das Messer, das mir auch weiterhin dienlich sein würde.

Das Blut war wichtig. Es war für mich zwar nicht der Ersatz meiner Eltern, aber es würde mir helfen, mir ein neues Leben aufzubauen. Alles andere konnte ich vergessen. Denn diese Blutabgabe war mir der Mann einfach schuldig. Und ich machte mich an die Arbeit…

Hier endeten die Erzählungen der Marcia Morana, und auch sie war beinahe am Ende, wie ich sehr gut erkennen konnte. Sie hockte noch immer auf dem Bett, sie schüttelte den Kopf, die dünne Kleidung klebte auf ihrer schweißnassen Haut.

Leise stöhnte sie auf, wischte durch ihr Gesicht und wühlte die Haare

auf. Es wirkte nicht geschauspielert, diese Person sah aus, als würde sie unter den Erinnerungen leiden. Da ich nichts sagte, ergriff sie das Wort, hob den Kopf an und schaute mir ins Gesicht. »Verdammst du mich jetzt, John?«

Ich hob die Schultern. »Nein, wie könnte ich? Ich habe kein Recht, einen Menschen zu verdammen.«

»Danke, daß du so denkst, aber du mußt dir auch darüber im klaren sein, daß eine Mörderin vor dir sitzt.«

»Das weiß ich, obwohl ich da auch mildere Umstände einsetzen würde.«

»Warum? Weil ich dir vielleicht das Leben gerettet habe?«

»Nein, nicht nur das. Außerdem bin ich nicht der einzige gewesen, dem du geholfen hast. Dein Ruf hat sich ja in London herumgesprochen. Nicht alle standen dir positiv gegenüber, das weißt du, denn du bist der Gesundheitsbehörde aufgefallen, doch das ist in diesem Moment uninteressant geworden. Hier geht es um andere Dinge.«

»Um welche?«

»Erst einmal um dich.«

Marcia nickte mir zu. »Ich weiß, was du damit gemeint hast. Du hast mich im Spiegel gesehen und das Stigma aus Blut auf meinem Gesicht entdeckt.«

»So ist es.«

»Was denkst du darüber? Du mußt es mir sagen, denn ich kann mich nicht daran erinnern.«

Da machte sie es sich zu leicht, und ich sagte zu ihr: »Grundlos ist die ja nicht geschehen.«

»Das glaube ich auch.«

»Es kann nur mit dem zusammenhängen, was du vor einigen Jahren getan hast.«

»Du glaubst an Rache.«

»Das ist nicht falsch«, gab ich nach einer Weile zu. »Es könnte Rache gewesen sein.«

Marcia starrte ins Leere. »Ich weiß, was ich getan habe. Aber ich mußte es damals tun. Ich wollte - meine Güte, er hat es nicht geschafft, meine Eltern zu beschützen. Er hat mich praktisch allein zurückgelassen. Ich habe mir nur genommen, was mir zustand.« Sie ballte die rechte Hand zur Faust. »Das mag dir zwar ungewöhnlich vorkommen, aber ich denke so, John, oder habe so gedacht.« Sie hob die Schultern und lächelte verlegen. »Aber das ist alles eine Spekulation. Es steht fest, daß du mich im Spiegel gesehen hast. Gezeichnet durch dieses Kreuz. Den Engel aber gibt es nicht mehr. Es existiert nur noch sein Blut, mehr nicht. Eine heilende Kraft.«

»Und zugleich eine vernichtende, das darfst du nicht vergessen.

Erinnere dich daran, was wir in London erlebt hatten. Wie ist denn dieser psychopathische Killer ums Leben gekommen? Das Blut hat ihn zerstört und furchtbar zugerichtet, und während er starb, habe ich für einen winzigen Augenblick ein Gesicht der Blutwolke gesehen. Ich gehe davon aus, daß es das Gesicht deines Engels war. Zudem hatte sich das Blut doch zu einem Totenkopf geformt. Dieser Doniel ist kein normaler Engel, sage ich mal. Hinter ihm muß mehr stecken.«

»Was denn?«

»Erschrick bitte nicht, wenn ich dir jetzt etwas sage. Du hast ihn zwar getötet, zumindest seinen Körper, aber ich kann mir vorstellen, daß es seinen Geist noch gibt. Ihn hast du nicht vernichten können, und er ist in der Lage, noch immer Kontakt zu dir aufzunehmen. Er wird dich auch unter Beobachtung gehalten haben.«

»Mich?« Sie holte tief Luft. »Wieso denn?«

»Er hat dich nicht vergessen.«

»Aber er ist tot.«

»Sein Geist nicht.«

Marcia hob die Schultern. Es war ihr anzusehen, daß sie mit der neuen Entwicklung nicht zurechtkam, und sie wollte auch direkt darüber nicht nachdenken, sondern kam wieder auf das Blut zu sprechen. »Ich weiß nicht, was damit ist. Ich habe mich so an das Blut gewöhnt. Ich habe es auch nur als heilende Kraft erlebt, doch als ich sah, wie es vernichtete, da war ich schon von der Rolle. Das habe ich nicht begriffen, damit kam ich überhaupt nicht zurecht. Jetzt sind wir hier, John. Wir waren davon überzeugt, den Fall restlos in diesem Land aufklären zu können. Das haben wir jetzt auch getan, aber…« Sie schaute in den Spiegel, bevor sie einen Arm hob und den Finger ausstreckte. »Ist es in deinem Sinne, wenn ich davon ausgehe, daß er noch immer sein Geheimnis für sich behalten hat, auch jetzt, wo der Engel nicht mehr ist?«

»Davon gehe ich aus.«

»Und du hast mich in dem Spiegel gesehen, wie du mir gesagt hast?«

»Das stimmt.«

Sie räusperte sich. »Wobei wir wieder beim Thema wären, denn ich weiß nicht, wie ich hineingekommen bin. Tut mir leid, ich habe angeblich geschlafen, aber es muß wohl etwas anderes gewesen sein.« Sie stand plötzlich auf, kam auf mich zu, und ich wußte, was sie wollte, als ich in ihre Augen schaute.

Ich streckte ihr die Arme entgegen. Nach dieser Bewegung löste sich die Starre aus ihrem Gesicht, und sie klammerte sich förmlich an mir fest.

Ich drückte sie an mich, ich hörte sie leise weinen, ich spürte sie, und das Weinen veränderte sich zu einem Seufzen. Marcia bewegte ihren Kopf. Die Haare schleiften an meiner Wange entlang, bis sie plötzlich

ihre Lippen dicht an mein Ohr hielt und dabei auch nicht stumm blieb, denn sie flüsterte: »Ich möchte nicht mehr länger hier in Aldroni bleiben. Dieser Ort macht mir Angst. Ich habe einfach das Gefühl, als hätte man auf mich gewartet, verstehst du? Sie haben auf mich gelauert, sie wollten, daß ich zurückkomme.«

»Wer wollte es?«

»Alle.«

»Das stimmt.«

»Weiß du denn mehr?«

Meine Hände streichelten automatisch ihren Rücken. »Nein, nicht viel. Alexa Tardi hat kaum etwas gesagt, aber im Ort hier wissen sie, wo der Körper des Engels liegt. Sie sind informiert, sie haben ihn sich auch anschauen können, und die Schnittstellen deines Messers sind dort noch immer vorhanden. Ich weiß auch nicht, was nach dem Tod des Engels hier geschehen ist, man lebt einfach nur dahin, und es kommt mir vor, als würden die Menschen unter einem Fluch leiden.«

»Das kann sein…«

»Gab es hier nie Männer?« Ich hatte die Frage nicht ohne Hintergedanken gestellt, weil mir so etwas unbekannt war und ich auch damit rechnete, daß mit den Männern etwas passiert war.

»Keine Ahnung, John. Die meisten haben schon früher in den Städten gearbeitet und sind nur zu den Wochenenden gekommen. Es ist alles nicht einfach.«

»Das weiß ich.«

»Was tun wir denn?«

»Es geht um den Spiegel. Er ist das wichtigste Utensil. Alles andere kannst du vergessen.«

Sie lachte leise auf. »Wenn das so einfach wäre. Ich kann nicht mehr nach London zurückkehren und so tun, als wäre nichts geschehen. Es würde nicht mehr klappen. Wir müssen jetzt hier etwas unternehmen.«

»Das stimmt.«

»Und was?«

Ich drückte sie von mir, auch wenn es mir schwerfiel, denn Marcia war eine attraktive Frau. »Es ist ganz einfach, meine Liebe. Zuerst wirst du dich ankleiden.«

Sie schaute mich an, als hätte sie nichts begriffen. Dann aber fing sie an zu lachen. »Himmel, du hast recht!« Sie errötete und kicherte wie ein Teenager. »Ich bin ja so gut wie nackt. Das hättest du mir auch früher sagen können.«

Während der Antwort lächelte ich. »Wenn ich ehrlich sein soll, so hat mich dieser Anblick nicht gestört.«

»Jä, das kann ich mir denken.« Sie war schon an der Tür. »Warte zwei Minuten, dann bin ich wieder zurück.«

»Okay.«

Marcia ging in einen anderen Raum. Sie gab mir die Zeit, mir den Spiegel genauer anzuschauen. Er hing in seinem schwarzen Rahmen an der Wand und sah völlig normal aus. Es gab keinen Hinweis auf ein transzendentales Tor, die Fläche bewegte sich nicht, sie blieb glatt, als wäre sie gestrichen worden.

Und doch ging von ihm etwas aus, das momentan weder zu sehen noch zu spüren war, höchstens zu ahnen. Der Spiegel war noch immer der Mittler zwischen zwei Welten, und er stellte gleichzeitig den Tunnel dar, den der Engel genommen hatte, um von seiner Welt aus in die unsere zu gelangen.

Es gab zwei Probleme. Zum einen hätte ich gern gewußt, woher dieser Spiegel stammte, und zum anderen mußte es mir gelingen, dieses Tor aufzustoßen.

Aber wie? Mit dem Kreuz?

Des öfteren schon hatte ich damit Wege geebnet, aber es war kein Allheilmittel. Dennoch startete ich, jetzt, wo ich allein war, einen Versuch und zog meinen Talisman unter der Kleidung hervor. Ich ließ ihn kurz auf der Hand liegen und wartete auf eine Erwärmung, die allerdings nicht eintrat. Also strömte der Spiegel keine negativen Kräfte aus, die das Kreuz berührt hätten.

Ich hatte mir so etwas gedacht, steckte das Kreuz in die Tasche, faßte den Spiegel an seinen Breitseiten an und hob ihn von der Wand weg. Er hatte auf der Fläche ein helleres Rechteck hinterlassen, aus dem ein krummer Haken hervorschaute. Ich untersuchte die Rückseite des Spiegels, aber auch sie war völlig normal. Etwas enttäuscht hängte ich ihn wieder hin und war soeben damit fertig, als Marcia Morana zurückkehrte. Angezogen diesmal.

Sie trug eine helle Hose, ein dunkles T-Shirt und eine leichte Jacke darüber. Ihre Füße steckten in weichen Turnschuhen. »Gefalle ich dir so besser?« fragte sie.

»Nicht unbedingt«, gab ich zu, »aber es ist zweckmäßiger, denke ich mal.«

»Stimmt.« Sie wechselte den Blick und schaute sich den Spiegel an. Das Haar hatte sie wieder nach hinten gekämmt und es im Nacken zusammengebunden. »Was nun? Hast du etwas herausgefunden, während ich nicht anwesend war?«

»Nein.«

Meine Antwort wunderte sie. »Du hast dich nicht mit ihm beschäftigt, John?«

»Doch, aber der Spiegel hat mir keine Antwort gegeben, wenn ich es mal so formulieren darf.«

»Aha.« Sie legte einen Finger gegen ihr Kinn und sagte: »Ich habe auch nachgedacht und mir dabei überlegt, daß es vielleicht am besten

wäre, wenn wir den Spiegel zerstören. Oder brauchen wir ihn unbedingt?« Sie gab sich selbst recht. »Nein, wir brauchen ihn nicht, John. Wenn er zerstört ist, dann haben wir diesem Geist, falls er noch existiert, den Weg abgeschnitten.« Sie richtete ihren Blick fordernd auf mich und erwartete von mir eine Zustimmung.

Mit der ließ ich mir Zeit, und ich mußte sie auch enttäuschen, denn ich war anderer Meinung. »Zerstören wäre unklug«, formulierte ich vorsichtig. »Damit haben wir das Problem nicht gelöst.«

»Warum das denn nicht?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Geist des Engels so einfach aufgibt. Ich denke, daß er dich auch verfolgen wird.«

»Aber der Spiegel…«

»Hat nur indirekt damit zu tun. Der Geist ist nicht in ihm gefangen, daran kann ich nicht glauben. Wir müssen ihn haben und entsprechend reagieren.«

»Das wird nicht einfach sein.«

»Da gebe ich dir recht.«

Marcia ging im Zimmer auf und ab. Zweimal geschah dies, dann blieb sie stehen. »Wenn ich dich so reden höre, habe ich das Gefühl, daß du schon an einem Plan bastelst…«

»Zumindest denke ich darüber nach.«

»Läßt du mich daran teilhaben?«

»Das muß ich wohl, denn du bist hier wohl die Hauptperson.«

»Gut, ich höre.«

»Daß ich dich mit dem Stigma im Spiegel gesehen habe, darüber brauchen wir nicht mehr zu reden. Das ist eine Tatsache. Du selbst weißt nicht, wie du in den Spiegel hineingekommen bist, aber ich habe dich darin gesehen. Irrtum ist ausgeschlossen.«

»Ich soll also hineingehen?«

»Ja.«

»Das geht nicht.«

»Versuche es.«

»Bitte, John, mach dich nicht lustig über mich. Dazu ist die Sache zu ernst.«

»Das ist kein Spaß. Ich habe den Spiegel berührt, ich habe keinen Erfolg gehabt, aber du bist schon in ihm gewesen.«

Sie schaute mich noch einmal an, dann hob sie die Schultern und gab sich lässig. »Wenn du meinst, starte ich einen Versuch.« Mit zielsicheren Schritten näherte sie sich dem Spiegel, streckte den rechten Arm aus und drückte die Hand dagegen.

Nichts passierte.

Sie schaute mich an, gab noch mehr Druck, aber die Fläche hielt. Es gab keine Risse, keine Spalten, sie blieb ganz, es war auch kein Knirschen oder Klirren zu hören. Der Spiegel stemmte ihr den

normalen Widerstand entgegen.
Marcia zog die Hand wieder zurück. »Pech gehabt«, erklärte sie, »es tut mir leid, aber so kommen wir nicht weiter. Es ist mir unmöglich, den Spiegel zu betreten. Er ist wie eine Tür, die ich erst aufdrücken muß, um den dahinterliegenden Raum zu betreten, aber das ist bei diesem Spiegel nicht möglich.«
»Aber du warst darin«, sagte ich leise.
»Das bestreite ich auch nicht.«
»An wem kann es denn gelegen haben? An dir oder an dem Spiegel? Wo stammt er überhaupt her? Weißt du das? Haben deine Eltern mit dir schon darüber gesprochen?«
»Nein, nie.«
»Dann weißt du nicht, ob…«
»Moment«, sagte sie, »das weiß ich schon. Ich weiß sehr gut, was mit diesem Spiegel los ist. Meine Eltern haben ihn gekauft. Aber es ist ein normaler Spiegel. Um ihn herum haben sich nie Geschichten gerankt. Es ist ein völlig normaler Gegenstand, auch wenn wir es beide nicht glauben wollen.«
»Irrtum, Marcia, das will ich schon. Ich bin auch bereit, mein Denken zu verändern…«
»Das verstehe ich nicht.«
»Keine Sorge, wirst du gleich.« Ich deutete auf den Spiegel. »Es geht natürlich um ihn, um ihn allein. Er ist derjenige, mit dem wir vorerst zu tun haben. Bisher war ich der Meinung gewesen, daß Spiegel nur dann als transzendentale Tore benutzt werden können, wenn sie eine gewisse Vergangenheit haben und auf irgendeine Art und Weise magisch geformt worden sind. Oder unter einem magischen Einfluß standen. Das ist bei diesem hier wohl nicht der Fall.«
Marcia nickte. »Ich fange allmählich an, es zu begreifen. Dieser Engelgeist hat es wohl geschafft, einen völlig normalen Spiegel in seinem Sinne zu manipulieren.«
»Richtig.«
»Das ist ein Hammer!« flüsterte sie und schüttelte den Kopf. »Auch für mich, wo ich nicht viel mit diesen Dingen zu tun gehabt habe, ist es kaum zu begreifen.«
»Weiß ich.«
Sie hob die Schultern. »Dann haben wir wohl keine Chance mehr, an diesen Spiegel heranzukommen und ihm sein Geständnis zu entlocken. Oder siehst du das anders?«
»In der Tat.«
»Ach«, sagte sie nur und trat einen Schritt zurück. »Das mußt du mir erklären.«
»Es liegt an dir, Marcia, einzig und allein an dir. Ich habe dich in diesem Spiegel gesehen. Das Bett war leer, er muß dich also

geschluckt haben, während du schliefst. Du bist, ohne es zu merken, aus dem Bett geklettert und auf den Spiegel zugegangen. Eine andere Lösung gibt es nicht.«

Sie schwieg. Aber ihre Gedanken jagten sich, das konnte ich mir gut vorstellen. »Meinst du wirklich?«

»Ich sehe sonst keine andere Möglichkeit.«

»Und was tun wir jetzt?«

Ich schaute auf die Uhr. Noch war es Nacht, und noch bestand die Chance zu einem tiefen Schlaf. Marcia mußte sich hinlegen, und ich würde ihren Schlaf überwachen. Ich würde dann eingreifen, wenn der Spiegel sie holte.

Das alles machte ich ihr klar, und ich konnte sofort erkennen, daß sie damit überhaupt nicht einverstanden war. Zumindest war es ihr unangenehm, und sie zwinkerte einige Male mit den Augen, weil sich dort Tränenwasser verfangen hatte.

Dann setzte sich die Frau auf das Bett. Sie faltete die Hände zusammen.

»Und eine andere Möglichkeit siehst du nicht, um an das Geheimnis heranzukommen?«

»Nein, leider nicht. Du denn?«

»Auch nicht«, flüsterte sie. »Wirklich nicht. Ich habe - nun ja - ich habe mich niemals damit beschäftigt. Ich war froh, daß ich über meine heilenden Kräfte verfügte. Das war mir Doniel schuldig, nachdem er den Tod meiner Eltern nicht verhindert hat.«

»Bitte, Marcia, versuche es. Leg dich hin und versuch zu schlafen.«

»Das sagst du so einfach. Kannst du dir nicht vorstellen, daß ich Angst davor habe?«

»Das schon.«

»Dann will…«

»Ich bin und bleibe bei dir, Marcia. Ich werde deinen Schlaf überwachen. Du mußt mir vertrauen, so wie ich dir in London vertraut habe, als du meine Wunde geheilt hast.«

»Ist das nicht etwas anderes?« fragte sie. »Bei dir ging es um eine Heilung, bei mir geht es wahrscheinlich um eine Rache. Um die Rache eines Geistes, wobei ich mir nicht vorstellen kann, daß ein Engel so schlecht ist. Ich habe mich schlecht und mies benommen, das sehe ich jetzt ein, aber der Engel wird mir doch verzeihen können.«

Das Gespräch driftete ab, was mir nicht gefiel. Es hatte keinen Sinn, wenn sich jemand mit Selbstvorwürfen in starken Zweifeln erging, hier mußte etwas unternommen werden, und ich sagte ihr noch einmal mit aller Deutlichkeit, daß es einzig und allein an ihr lag, ob wir weiterkamen oder nicht.

»Schlafen?« flüsterte sie. »Könntest du denn in dieser Situation schlafen?«

»Ich würde es zumindest versuchen.«

Marcia bedachte mich mit einem schrägen Blick, in dem Unglaube stand, aber sie legte sich auf das Bett. Dabei ließ sie sogar noch ihre Schuhe an. »Ist es so gut?« fragte sie mit Zitterstimme.

»Ich denke schon.«

»Und jetzt muß ich schlafen.« Sie lachte glucksend. »Ich bin aufgeputscht, ich bin überhaupt nicht müde.«

»Es wird schon klappen«, erklärte ich.

»Ich kann es versuchen.«

Noch einmal blieb ich an ihrem Bett stehen und streichelte über ihre Wange. Durch die Berührung wurde sie etwas aufgeschreckt und schickte mir ein Lächeln entgegen.

Dann ließ ich sie allein. Ich ging nicht aus dem Zimmer, sondern stellte mich an eines der Fenster. Zuvor hatte ich das Licht gelöscht, und die graue Dunkelheit fiel wie eine breite Decke über den Raum. Sie machte ihn zu einem Ort der Schatten.

Draußen lauerte noch immer die Dunkelheit der Nacht. Mein Blick glitt hinein in die Weite des Landes, erfaßte den Himmel und auch die schwarzen Berge, die unter ihm standen. Im Dorf selbst leuchtete kein Licht. Die Häuser waren an ihren Rändern und Dächern faserig geworden und verwoben sich zu einem einzigen Gebilde, so daß Unterschiede kaum auszumachen waren.

Ich atmete nur durch die Nase, um die Frau hinter mir nicht zu stören.

Mein Atem berührte die Scheibe und sorgte dafür, daß sie leicht beschlug. Auf dem Himmel waren die Sterne verblaßt. Möglicherweise kam es mir auch nur so vor, und selbst der Mond hatte einen Teil seines Lichts verloren.

Ich bewegte mich nicht. Selbst das Rascheln der Kleidung störte die Ruhe nicht, und ich lauschte den Atemzügen Marcia Moranas.

Waren sie ruhig, gleichmäßig? Zeugten sie davon, daß Marcia bereits eingeschlafen war?

Ich drehte mich nicht um, weil ich sie durch keine Bewegung ablenken wollte. Es blieb still, und ich merkte, wie auch der Druck in mir allmählich zunahm. Das Kribbeln fuhr über meine Haut. Ein Zeichen der Spannung und Nervosität.

Dieser Fall war auch deshalb so unheimlich für mich, weil ich wußte, daß es einen Gegner gab, ich aber keinen sah. Er hielt sich in einer Welt versteckt, zu der ich keinen Zutritt hatte. Aber sie mußte von uns geöffnet werden, sonst gab es keine Lösung.

Die Zeit verging wie immer. Nichts lief langsamer oder schneller.

Dennoch kam sie mir vor, als würden die Uhren anders gehen. Mal verzögert, dann wieder schnell, was auch am Druck in meiner Kehle oder Brust liegen konnte.

Ich hielt den Atem auch weiterhin unter Kontrolle und die Hände gegen meine Oberschenkel gepreßt. So stand ich beinahe da wie ein strammer Soldat.

Die Luft war kühler geworden. Sie streichelte mein Gesicht, aber irgendwelche Geräusche hörte ich nicht. Das Dorf unter mir lag eingepackt in tiefes Schweigen.

Schlief sie - schlief sie nicht?

Ich drehte mich vorsichtig um. Viel war nicht zu erkennen. Das Bett stand eingepackt in der Dunkelheit des Zimmers, und auf ihm lag Marcia Morana, die ich nur in Umrissen sah. Auch sie verschmolz mit der Dunkelheit, abgesehen von ihrem Gesicht, das wie ein blasser Fleck schimmerte. Die Augen waren geschlossen.

Ich lauschte ihren Atemzügen.

Sie waren ruhig und gleichmäßig. Sie wälzte sich auch nicht von einer Seite zur anderen, sondern blieb liegen, als wäre sie eingefroren worden.

Wer war Marcia?

Ich kannte sie nicht gut, aber ich wußte, daß sie mir durch das heilende Blut des Engels das Leben gerettet hatte. Ich mußte ihr dankbar sein, auch wenn sie letztendlich eine Mörderin war und sicherlich dafür bezahlen würde.

Vielleicht wäre es auch besser gewesen, wenn wir in London geblieben wären. Ich hatte vor unserer Reise nicht wissen können, welche Hintergründe dieser Fall für uns bereithielt, sonst hätte ich ihr von der Reise abgeraten.

Auf der anderen Seite stand ihr Gewissen, das sicherlich belastet war.

Sie trug schwer an dem Vorwurf, eine Mörderin zu sein und war deshalb mit mir gefahren, um einen Schlußstrich ziehen zu können. Das alles schoß mir durch den Kopf, aber es war nur eine Theorie, die mich nicht weiterbrachte.

Ich blieb stehen und betrachtete die Frau. Es klappte jetzt besser, weil sich meine Augen mittlerweile angepaßt hatten. Und ich wunderte mich auch, daß sie so schnell eingeschlafen war, wo sie sich doch zuvor dagegen gewehrt und mir erklärt hatte, daß so etwas kaum möglich für sie war.

Seltsam…

Ich bewegte mich auf das Bett zu, gar nicht mal leise. Eine nicht schlafende Person hätte mich hören müssen, aber Marcia reagierte nicht. Sie schlief weiter. Tief und ruhig. Die Lampe nahm ich zwar als Hilfsmittel zur Hand, schirmte den dünnen Strahl aber ab, indem ich einen Finger auf das Glas legte. So leuchtete ich Marcia an. Sie wirkte entspannt. Nichts wies darauf hin, daß sie den Schlaf nur vorgetäuscht hatte. Kein Zucken der Augenlider, keine Bewegung an den Mundwinkeln, sie lag einfach nur da, ohne sich »falsch« zu benehmen.

Sie spielte mir nichts vor, der Schlaf war echt.

Ich trat wieder zurück, drehte mich und leuchtete den an der Wand hängenden Spiegel an.

Dort hatte sich nichts, aber auch gar nichts verändert. Der Rahmen war vorhanden, die Fläche ebenfalls, nur sah sie in dieser dunklen Umgebung nicht mehr so hell auf. Sie war blasser geworden und wurde nur dort heller, wo ich meinen Lampenstrahl hergleiten ließ.

Es ging auf vier Uhr zu. Noch eine Stunde ungefähr, dann würde die Morgendämmerung einsetzen. Ob sich bis zu diesem Zeitpunkt etwas verändert hatte?

Ich wußte es nicht. Ich konnte es nur hoffen. Dieser Fall war brisant und doch versteckt. Er lag tief unter der Oberfläche verborgen, in einer anderen Welt, zu der wir Menschen keinen Zutritt hatten. Zumindest nicht im Normalfall.

Vom Bett her hörte ich raschelndes Geräusch. Obwohl sehr leise, erschreckte es mich schon, und ich drehte mich langsam um, wobei ich einen Schritt zur Seite ging, damit ich nicht zwischen dem Bett und dem Spiegel stand.

Die kleine Leuchte hatte ich wieder verschwinden lassen. Ich fand mich auch in der Dunkelheit zurecht und sah wie sich Marcia nicht nur im Liegen bewegte, sondern dabei war, sich langsam aufzurichten.

In diesem Augenblick war mir klar, daß ich genau das Richtige getan hatte.

Es ging los!

***

Ich wollte Marcia auf keinen Fall stören, ich wollte auch keinen anderen stören und zog mich deshalb zurück. In einer Zimmerecke blieb ich stehen, umgeben von Schatten wie von finsteren Tüchern, wobei ich das Bett und die auf ihm liegende Gestalt wie einen Scherenschnitt erkennen konnte, der sich vor den beiden offenen Fenstern abhob.

Marcia saß im Bett. Etwas krumm, denn sie hielt den Kopf nach vorn gebeugt und die Beine leicht angezogen. Sie schaute ins Leere, die Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers herab, und aus ihrem Mund drangen leise, scharfe Atemzüge, längst nicht mehr so ruhig wie die der Schlafenden.

Sie schnaufte.

Dann bewegte sie sich wieder.

Die alten Matratzen quietschten. Marcia hatte sich zur Seite gedreht, und alles wies darauf hin, daß sie bald aus dem Bett steigen würde.

Ich konnte mich nicht erinnern, irgendwelche Schlafwandler erlebt zu haben, aber so wie Marcia reagierte, konnten es nur Schlafwandler tun, denn ihre Bewegungen wirkten wie ferngesteuert, und sie waren

auch entsprechend langsam.
Sie drehte sich auf dem Bett, schwang die Beine vor, hielt sie dabei zusammen, dann drückte sie die Füße nach unten und stemmte sich gegen den Steinboden.
Noch saß sie auf der Bettkante, was sich bald änderte, denn sie bewegte ihren Oberkörper nach oben.
Für einen Moment blieb sie vor dem Bett stehen, aber den Blick bereits auf ihr Ziel, den Spiegel gerichtet.
Er war wichtig.
Es war für mich nicht zu erkennen, ob sie die Augen offen oder geschlossen hielt. Vielleicht waren sie auch nur zur Hälfte zugeklappt.
Wie auch immer, es war in diesem Moment nicht wichtig, und ich überlegte, wohin ich schauen sollte.
Zum Spiegel, zu ihr?
Ich versuchte, beide zu beobachten, was mir auch gelang, denn Marcia näherte sich dem Spiegel. Sie trug noch immer die Turnschuhe, -und die Specksohlen hinterließen auf dem Steinboden bei jedem Schritt saugende Geräusche.
Normal ging sie nicht. Jetzt schritt sie tatsächlich dahin wie eine Schlafwandlerin, aber das war sie nicht im Sinne des Wortes. Sie schien im Bann einer anderen Macht stehen. Für mich gab es keine Begründung.
Ich ließ sie gehen und schaute mir den Spiegel an. Bei ihm hatte sich noch nichts getan. Die Oberfläche war gleich und auch glatt geblieben.
Kein Schimmern, keine Wellen, keine grauen Flecken, er war und blieb normal.
Marcia ging an mir vorbei. Sie schaute nur nach vorn. Mich sah sie nicht.
Jetzt war der Spiegel wichtiger und zugleich auch die Kraft, die von ihm aus in Marcia hineingefahren war.
Vor ihm blieb sie stehen.
Ihre Hände zuckten. Die Arme waren nicht vorgestreckt, wie es immer in irgendwelchen Witzblättern zu sehen war, wo dann der Schlafwandler über den Dachfirst marschierte.
Ein Spiegel hing an der Wand. Harmlos. Einer, der die Eitelkeiten und die Ängste eines Menschen stets brutal deutlich widergab. Sonst jedenfalls. Jetzt bewegte sich darin etwas.
Nur war es nichts Fremdes, wie ich gehofft hatte, sondern einzig und allein die dunkelhaarige Frau, die sich der Fläche immer mehr näherte, als wollte sie in sie hineingehen.
In mir stieg die Spannung. Ich war plötzlich unsicher geworden, schwitzte und wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Was war besser? Was war von Vorteil? Sollte ich Marcia jetzt stören oder sie

mit der Kraft des Spiegels allein lassen?
Die Entscheidung hätte ich schon vorher treffen müssen, denn nach Marcias nächstem Schritt war es zu spät. Da hatte sie den Spiegel erreicht, zwar noch nicht berührt, aber sie stand sehr dicht davor, und ihr Körper nahm mir den Großteil der Sicht.
Was tat sie?
Nichts!
Was unternahm der Spiegel?
Im Moment blieb er ruhig- Es gab nichts, was sich in seiner Fläche bewegt hätte. Mir kam es vor, als wären zwei völlig Fremde dabei, sich gegenseitig anzustarren, sich zu belauern, obwohl sie trotz ihrer Fremdheit zusammengehörten.
Ich stand auf dem Sprung, und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn ich hatte das rechte Bein vorgestreckt, um mich mit dem Fuß abzustützen. Ich wartete auf den richtigen Moment, um einzugreifen und wußte noch immer nicht, wie ich es anstellen sollte.
Dafür aber die Frau.
Sie hob das rechte Bein an.
Ich beobachtete ihr Knie, denn mit genau dieser Stelle berührte sie zuerst die Fläche.
Die Berührung erfolgte - und es blieb nicht dabei, denn plötzlich hatte sich die Fläche verändert. Von einem Augenblick zum anderen wurde sie von einem griesigen Grau durchzogen und hatte auch ihre Härte verloren. Es sah so aus, als wäre sie zu einer weichen, puddingartigen Masse geworden, die zugleich noch eine gewisse Sogwirkung besaß, denn Marcias Körper konnte sich nicht mehr vor dem Spiegel halten. Er wurde regelrecht nach vorn gezogen, auf einen Gegenstand zu, der zahlreiche unsichtbare Arme zu besitzen schien, um damit sein Opfer zu umfangen.
Der Spiegel schluckte die Frau!
Und ich sprang genau in dem Moment los, als dies passierte. Ich rechnete damit, daß er noch offen war, daß dieses ungewöhnliche Tor mich nicht abwies. Mit der nach vorn gestreckten rechten Hand wollte ich mich zuerst in den Spiegel hineindrücken, aber es war vergeblich.
Die Fläche hatte sich wieder geschlossen und auch ihr zuvor gezeigtes Grau verloren. Ich stieß mir nur die Knöchel, als meine Hand gegen die wieder harte Fläche prallte.
Verdammt auch!
Einen kleinen Schritt ging ich zurück, machte mir dabei Vorwürfe, zu spät reagiert zu haben. Auf der anderen Seite wußte ich auch nicht, ob mich der Spiegel akzeptiert hätte. So blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten.
Was tat sich?
Zunächst einmal nichts, denn es hatte sich schon etwas getan: Die

Frau steckte in dem Spiegel! Ich konnte sie deutlich sehen. Ich sah ihr Gesicht, ihren Leib, die Beine, Arme und die Füße.

Mit der flachen Hand tastete ich die Spiegelfläche ab, um nach einer weichen Stelle zu suchen.

Es hatte keinen Sinn.

Es war und blieb fest, und mir blieb nur die Möglichkeit, zu warten oder den Spiegel zu zerstören. Damit jedoch hätte ich Marcia den Rückweg versperrt.

Die Heilerin war zu sehen. Sie »schwamm« innerhalb der Fläche, denn ihre Füße standen auf keinem harten Grund. Das Bild kam mir vor wie in einem Kinofilm, wo die Kamera einen Menschen von den nahen Blicken der Zuschauer wegholte und ihn hineintreiben ließ in eine ferne Welt anderer Geschöpfe.

Marcia Morana war mir entglitten. Ich hatte sie nicht halten können und konnte nun darüber nachdenken, ob ich mich richtig verhalten hatte. Im Stehen tat ich das nicht, sondern setzte mich auf die Bettkante. Von diesem Ort aus konnte ich den Spiegel in seinen gesamten Ausmaßen gut unter Kontrolle halten und mußte sehr bald die nächste Niederlage einstecken, denn Marcia war plötzlich verschwunden.

Ich hatte meinen letzten Trumpf verloren und fühlte mich wie ein Verlierer…

***

Auch fünf Minuten später saß ich noch immer an derselben Stelle, den Blick gegen den Spiegel gerichtet. Nicht locker, sondern starr, als könnte ich es schaffen, ihn zu hypnotisieren und dadurch die Tür zur anderen Welt wieder zu öffnen.

Aber das war nicht möglich. Ich saß hier nicht als eine Person, die Zeiten durchwandern konnte, die sich in fremden Dimensionen auskannte, wo sich auch so etwas wie eine Heimat fand, ich war ein völlig normaler und jetzt auch einsamer Mensch, dem eine gewisse Verzweiflung schon anzumerken war.

Andererseits hatte ich es so gewollt. Die Lösung war nur über Marcia und deren Stigma zu bekommen. Ein blutiges Kreuz auf dem Gesicht und auf der Stirn. Es war ein Zeichen, ein Omen und möglicherweise das Stigma der Rache.

Was mochte sie jetzt erleben? Schon einmal hatte sie es hinter sich gebracht, mir aber nichts von ihrer Reise berichtet. Ich glaubte nicht, daß sie es bewußt getan hatte, es ging da einfach um andere Dinge. Sie hatte sich wahrscheinlich nicht mehr daran erinnern können, denn das mußte es sein.

Ich mußte warten. Dabei spielte ich mit meinem Kreuz. Es klemmte zwischen meinen Händen, und ich ließ es auch durch meine Finger

wandern.

Es war nicht einfach, das Dasein als Verlierer zu führen. Daran würde ich mich nie gewöhnen, das stand fest.

Noch immer blieb der Spiegel ruhig. Er kam mir schon vor, als wollte er mich verhöhnen.

Die kühlere Morgenluft kroch durch den Raum und streifte meinen Nacken. Das schweißfeuchte Gesicht ließ sie aus. Ich wischte mit einem Taschentuch darüber hinweg.

Wann kehrte sie zurück? Oder blieb sie jetzt für immer verschollen? Um dieses Thema kreisten meine Gedanken, während ich wartete. Und ich saß verdammt lange auf dem Bett, ohne etwas zu unternehmen, weil ich mich einfach nicht traute, den Spiegel zu zerstören oder durch mein Kreuz anzugreifen, indem ich den Talisman aktivierte.

Das hätte wohl ebenfalls kaum etwas gebracht, denn Doniel war nicht unbedingt als dämonisch einzustufen. Ich dachte wieder an sein Blut, das sich noch in London befand. Sein Geist steckte auch dort, nicht grundlos hatte es sich nach eigenen Gesetzen geformt und den psychopathischen Killer Bill Gates getötet.

Die Zeit war sehr lang geworden und auf der anderen Seite auch relativ schnell vergangen. Daß sich die Morgendämmerung meldete, stellte ich erst fest, als sich die schwachen Lichtverhältnisse in dem Zimmer veränderten und sich die Schatten etwas auflösten oder dabei weicher wurden.

Erst dann stand ich auf.

Ich ging zu einem der Fenster und schaute hinaus. Die Luft war frischer geworden. Der Himmel schwamm in einem aschigen Grau, das im Osten einen hellen Streifen bekommen hatte. Dort würde sich bald die Sonne zeigen. Der Streifen glich einem Rand, der sich immer weiter über den Himmel in Richtung Westen schob und die Dunkelheit verdrängen würde. Ich bewegte meinen Kopf, schaute dabei über die Dächer hinweg und sah auch den Turm der Kirche, wie er in den allmählich heller werdenden Himmel ragte, als wollte er als erster die Helligkeit des neuen Tages empfangen.

Ich kannte die Kirche. Ich kannte auch den Ort, wo der Körper des Engels lag.

Körper des Engels?

Es war ein Gedanke, nicht mehr und auch nichts Besonderes, aber ich hakte mich daran fest.

Noch einmal. Der Körper des Engels.

Er lag in dieser ungewöhnlichen Gruft, und er lag schon einige Zeit dort.

Ein Toter, einer der in dieser Zeitspanne eigentlich hätte verwest sein müssen.

Doniel aber war nicht verwest. Ich hatte mich selbst davon überzeugen können, und erst jetzt kam ich dazu, über dieses Phänomen nachzudenken. Die Tat lag schon einige Jahre zurück. Staub, Asche, Knochenreste, all das hätte von ihm zurückbleiben müssen, doch geschehen war einfach nichts.

Es ging mir verdammt gegen den Strich. Ich spürte die berühmten Schmetterlinge oder auch das Brennen im Bauch, und ich dachte daran, daß der Spiegel vielleicht nicht mehr so wichtig war. Wenn ich Marcia finden wollte, dann nicht in seiner Fläche, sondern woanders, zum Beispiel in der Kirche, am Ort ihrer Tat.

Dieser Gedanke brannte sich in mir fest, und ich verlor jetzt keine Sekunde mehr. Mit eiligen Schritten verließ ich das Zimmer und wenig später auch das Haus…

***

Vertrieb in vielen Städten der Beginn der Morgendämmerung auch die Stille der Nacht, so war es hier in Aldroni ganz anders. Die Stille der vergangenen Stunden war geblieben, und ich kam mir fast wie ein Störenfried vor in der schon fast heiligen Stille des Ortes.

Auch diesmal traf ich keinen Menschen. Alexa Tardi ließ sich ebenfalls nicht blicken, aber ich mußte an ihrem Haus vorbei, um die Kirche so rasch wie möglich zu erreichen.

Ob es der Zufall war oder ob sie auf mich gewartet hatte, ich wußte es nicht, jedenfalls erschien sie aus dem Schatten des Hauses und zwang mich, stehenzubleiben.

»Du suchst sie, nicht wahr?«

Ich nickte, bevor ich fragte: »Hast du sie gesehen?«

»Nein, aber ich kann sie spüren. Es hat sich etwas verändert, das weiß ich.«

»So denke ich auch.«

»Du willst in die Kirche gehen?«

»Ja.«

»Sehr gut. Ich glaube fest daran, daß sich Marcia dort aufhält. Ich kann es fühlen. Es ist die Stunde der Entscheidung auch für unseren kleinen Ort hier.« Sie schaute mich starr an. »Deshalb hoffe ich für uns alle, daß Sie es schaffen, uns den Druck zu nehmen. Wir haben uns nicht getraut, wir haben mit dem Toten gelebt. Bitte…«

»Ich werde es versuchen.« Lange genug hatte ich mich bei Alexa Tardi aufgehalten, wandte mich von ihr ab und ließ sie stehen, während ich meinem Ziel entgegeneilte. Die Hälfte der Strecke lag hinter mir, und die Fassaden der Häuser in meiner Umgebung waren nicht mehr so dunkel wie in der Nacht. Sie begannen sich aufzuhellen, da man ihnen die Finsternis genommen hatte, und ich sah die weiße Farbe schimmern, zumindest nahe der Dächer, wohin das erste Licht

des Tages zuerst drang.
Der kleine Kirchhof lag leer vor mir. Die Tür war geschlossen. Da sie in einer schmalen Nische lag, auch schlecht zu erkennen. Ich drückte die Klinke nach unten, hörte das gleiche Geräusch wie schon einmal und betrat das Gotteshaus, in dem alles begonnen hatte und möglicherweise auch enden würde.
Die Tür fiel hinter mir nicht ins Schloß. Sie blieb beinahe zur Hälfte offen.
Noch hatte das Licht des Tages die Fenster zu beiden Seiten der Kirche nicht erreicht. Es war beinahe so finster wie in der Nacht. Die dunklen Bänke flankierten mich, als ich durch den Mittelgang schritt. Die helle Decke auf dem Alter schimmerte wie ein kleines Leichentuch. Noch immer brannte die Kerze. Ihr Licht flackerte. Es erinnerte mich an eine verlorene Seele, die unterwegs war, ihre Heimat zu finden, sich aber verirrt hatte.
Marcia Morana sah ich nicht, obwohl ich die Dunkelheit in der Kirche zerstörte und mit meiner Lampe umherleuchtete. Sie glitt über das Holz der Bänke, die Wände und berührte den kalten Steinboden, aber sie holte kein lebendiges Wesen aus der Finsternis hervor.
Ich passierte den Altar. Die Hoffnung, Marcia zu finden, hatte ich nicht aufgegeben. Ich rief auch nicht nach ihr, sondern öffnete die Tür der Sakristei.
Der Geruch hatte sich gehalten, und auch die Luke, dieser Einstieg nach unten, war noch zu sehen.
Nur eben Marcia nicht!
Der Lampenstrahl wehte durch die Dunkelheit der Sakristei, glitt an den Wänden entlang, ließ die weiße Farbe noch weißer werden, dann richtete ich ihn nach unten, so daß er durch die Luke glitt.
Ich stand noch zu weit weg, als ich das Stöhnen aus der Tiefe hörte. Es war ein schlimmes Geräusch, als hätte man einen lebendigen Menschen in ein Grab gesteckt, um ihn dort in seiner Seelenqual allein und letztendlich verrotten zu lassen.
Ich leuchtete in die Tiefe.
Marcia saß gekrümmt auf dem Boden, direkt neben dem Körper des Engels, der nicht verwest war. Wieder hielt sie den Kopf gesenkt und beide Hände gegen ihr Gesicht gepreßt.
Die Laute, die aus ihrem Mund drangen, taten mir in der Seele weh. Ich wollte und mußte ihr Hoffnung geben, deshalb sprach ich sie auch mit halblauter Stimme an.
»Marcia…?«
Sie rührte sich nicht.
»Bitte, Marcia. Ich bin es - John!«
Diese Anrede hatte gefruchtet. Sie bewegte sich. Ihre Hände sanken nach unten, zugleich hob sie den Kopf an und drehte ihn mir zu, so

daß ich in ihr Gesicht sehen konnte.

Es verschwamm in der Dunkelheit. Ich mußte es direkt anleuchten, um den Beweis zu bekommen.

Vom Haaransatz bis hin zu den Augenbrauen zeichnete sich das blutige Kreuz ab - ihr Stigma der Rache!

***

Keiner von uns sprach, aber ich wollte auch nicht am Rand der Luke stehenbleiben, bückte mich und sprang in die Tiefe. Vor Marcia prallte ich auf, die meine Bewegungen wohl verfolgt hatte, aber nicht reagierte.

Sie blieb starr sitzen, und ich konnte auf das Kreuz in ihrem Gesicht schauen.

Was man ihr getan oder angetan hatte, wußte ich nicht. Wichtig aber war, daß sie noch lebte und der Geist des Engels oder wer immer es war, seine Rache noch nicht hatte beenden können.

Oder wollte er den letzten Schritt noch gehen?

Marcia konnte mir die Antwort geben. Zuvor mußte ich sie zum Sprechen bringen.

»Erkennst du mich, Marcia? Weißt du, wer zu dir gekommen ist?« Da sie saß, hatte ich mich gekniet und streckte ihr meinen Arm entgegen. Dann berührte ich sie mit der Hand, und ich sah auch, wie sie leicht zusammenzuckte.

Sie hatte mich also bemerkt.

Ich ließ meine Hand auf ihrer Schulter liegen. Plötzlich bewegte sie ihren Arm, dann umklammerte sie mein Handgelenk, und ihre Hand war beinahe so kalt wie die einer Leiche. »Du bist gekommen, John! Du hast mich nicht im Stich gelassen. Du mußtest kommen, ebenso wie ich wieder hierherkommen mußte. Ich habe es dir nie erzählt, aber jetzt möchte ich es dir sagen. Es ist mein schlechtes Gewissen, das dafür sorgte. Ich hätte so nicht mehr weiterleben können. Ich habe viele Menschen geheilt, habe ihnen geholfen, aber für mich selbst ist der Preis zu hoch gewesen. Ich bin als Büßerin gekommen, und ich habe auch damit gerechnet, daß man mich nicht vergaß. Man hat mich nicht vergessen.«

»Was ist passiert?«

»Der Spiegel hat mich geholt. Es war eine kalte Welt. Ich habe sie bewußt erleben können. Ich bin durch ein Fegfeuer gegangen, wie auch immer. Es war schrecklich, ich habe Qualen erleiden müssen. Nicht körperliche, sondern seelische, und man hat mich gezeichnet. Ich weiß nicht, wer es getan hat. Es war wohl die Welt der Engel, die nichts Böses tun können, die mich aber nicht verstanden haben. Ich werde nicht sterben«, flüsterte sie, »aber ich werde das Zeichen der Mörderin nicht los. Dieses Stigma wird auf meiner Stirn bleiben. Ein

blutiges Kreuz, ein trauriges Kreuz, kein strahlendes, das von einem Sieg kündet, sondern das Kreuz des Blutes, analog zu dem Engelsblut, das ich mir genommen habe, um die Menschen damit zu heilen.«

»Das sagst du richtig, Marcia«, flüsterte ich. »Du hast damit geheilt, du hast damit Gutes getan, das müssen auch die anderen akzeptiert haben, die dir eine derartige Strafe zudachten.«

»Ja, sie wissen es.«

»Und?«

Ihr Lachen klang bitter. »Deshalb haben Sie mich am Leben gelassen. Noch am Leben gelassen. Das Blutkreuz auf meinem Gesicht zeigt mir, wem ich letztendlich gehöre. Ich bin eine Gefangene dieser Engel. Ich kann mich auch weiterhin um die vorletzten Menschen kümmern, aber ich werde durch das Zeichen immer daran erinnert, daß ich eine Rache an einem Falschen durchgeführt habe und nun ihre Rache in Kauf nehmen muß, die so ganz anders aussieht. Sie haben mich aus ihrer Welt entlassen«, sagte sie nach mehrmaligem Luftholen, »aber ich weiß nicht, ob ich es in meiner vertrauten Umgebung besser getroffen hatte. Sterben lassen wollen sie mich nicht, das steht fest. Aber sie halten mich unter Kontrolle, so daß ich immer an meine Tat erinnert werde. Schau neben dich, dort liegt er. Dort liegt mein Opfer.«

»Das nicht verwest ist.«

»Stimmt.«

»Ein Schutzengel, nicht wahr?«

»So ist es, John.«

Ich schwieg, was ihr auch nicht gefiel. »Warum sagst du denn nichts mehr?«

»Ich denke nach und bin mir nicht sicher, ob es ein Schutzengel oder ein Schutzdämon gewesen, denn manchmal sind die Grenzen fließend.«

Sie war so erstaunt, daß sie nicht mehr sprechen konnte. Dieser knappe Satz hatte sie verwirrt, und ich dachte tatsächlich so.

Waren Engel Rächer?

Diese Frage wollte mir nicht aus dem Kopf. Wenn ich die Mystik der Genesis betrachtete, so lag dieser Gedanke nicht sehr fern. Aber sie waren keine direkten Rächer, sondern mehr Kämpfer, was auch beim ersten großen Sieg des Guten über das Böse geschrieben stand.

Da war Luzifer, der gottgleich hatte sein wollen, durch Feuer und Schwert in die Verdammnis geschickt worden. Und zwar von einem Engel, dem Erzengel Michael. Nahm man dies als Basis, so waren sie schon Kämpfer. Doch vom Kämpfer bis zum Rächer war es noch ein weiter Weg, und beide kriegte ich nicht unter einen Hut.

Ich schaute wieder auf das Blutkreuz im Gesicht der jungen Frau. Es entstellte sie. Ich wußte nicht, ob es schmerzte, und ich dachte auch

daran, daß ähnliche Zeichen auch durch mein Kreuz bei irgendwelchen Vampiren hinterlassen worden waren. Da aber waren die Blutsauger vernichtet worden. Diese beiden Dinge konnte ich auf keinen Fall gleichsetzen.

»Sag mir, was ich tun soll, John. Ich - ich verzweifle. Ich komme nicht mehr zurecht. Ich habe ihre Welt gesehen und weiß, daß es sie gibt. Sie kennen die Erde, sie beobachten sie, und sie nennen sich Schutzengel, aber sind sie es wirklich?« Marcia schaute zur Seite und betrachtete den leblosen Körper. »Ich habe einen von ihnen getötet, den Schutzengel meiner Eltern…«

»Den angeblichen«, sagte ich.

Meine Bemerkung verwirrte sie. Plötzlich brachte sie kein Wort mehr hervor. Sie schaute mich an und hauchte: »Was hast du da zu mir gesagt, John?«

»Den angeblichen!«

»Bitte, es ist…«

»Ich kann es nicht akzeptieren. Ich glaube es nicht. Es mag ein Engel gewesen sein, aber kein Schutzengel, so wie wir ihn kennen. Er ist etwas anderes.«

»Und was?«

»Doniel«, murmelte ich, was die Frau zu einer Bemerkung veranlaßte.

»Ja, so heißt es. Stört dich der Name?«

»Überhaupt nicht, Marcia. Aber ich weiß auch, daß in der Welt der Engel nicht alles Gold ist, was glänzt, um bei diesem Vergleich zu bleiben. Es kann auch ein Kuckucksei gewesen sein.«

Sie begriff schnell. »Redest du von einem falschen Engel?«

»Genau.«

»Aber diese Engel sind…« Sie suchte nach Worten. »Ich war doch in ihrer Welt.«

»Weißt du das genau?«

»Ich glaube es zumindest.«

»Was hast du denn gesehen?«

»Nichts«, erwiderte sie nach einer Weile des Nachdenkens. »Ich habe eigentlich nichts gesehen. Keine Gestalten, keine Engel in dem Sinne. Ich habe sie nur gehört.«

»Aha.«

»Wie? Glaubst du mir nicht?«

»Doch, ich glaube dir. Aber Engel, die echten, sind auch da, um zu trösten und zu verzeihen. Diese hier wollen Rache. Sie haben dich nicht getötet, sie haben dich nur gezeichnet. Warum taten sie das, Marcia?«

»Das ist doch einfach. Ich soll mein Leben lang immer an diese Tat erinnert werden.«

»Mag schon sein«, murmelte ich.
Sie war etwas durcheinander. »Das hat aber seltsam geklungen. Glaubst du nicht daran?«
»Nicht so ganz, wenn ich ehrlich sein soll.«
»Das verstehe ich nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Was soll denn noch dahinterstecken?«
»Das ist schwer zu sagen. Auch wenn du mich für übergeschnappt hältst, durch dein Stigma könnte auch ich gemeint sein. Es ist eine Theorie, die mir nicht aus dem Kopf will. Man will mir über deine Person hinweg einen Schaden zufügen. Du hast mir das Leben gerettet, das weiß man. Jetzt sind wir zusammen, man hat dich gezeichnet, und ich sitze vor dir. Wobei die andere Seite sicherlich darüber informiert ist, daß ich alles versuchen werde, um dir das Stigma zu nehmen.«
Sie staunte mit offenem Mund. Dann zuckten ihre Mundwinkel. Sie zitterte unter der plötzlichen Hoffnung und brachte die nächsten Worte stoßweise hervor. »Ja - kannst du das denn?«
»Ich hoffe es.«
»Dann tu es!« rief sie. Sie legte ihre Hände zusammen und flehte mich jetzt an. »Bitte, John, tu es! Tu mir diesen Gefallen. Ich will dich nicht an meine Tat erinnern, aber in diesem Fall bist du mir etwas schuldig.«
»Das weiß ich.«
»Dann mach es endlich!«
Verdammt, ich konnte sie so gut verstehen. Ich hätte es auch getan, aber ich ahnte, daß ich weder ihr noch mir einen Gefallen erweisen würde. Sie hatte sich wieder etwas beruhigt, so daß ich sie ansprechen konnte. »Marcia, bitte, du mußt mir zuhören. Wenn ich mit meinem Kreuz dein Kreuz bekämpfe, kann dich das dein Leben kosten. So könnte ihr Plan aussehen. Das Stigma auf deinem Kopf ist kein normales Kreuz, wie man es kennt. Da stimmten die Proportionen nicht so recht. Es sieht mehr aus wie eine Markierung. Spürst du überhaupt Schmerzen? Wahrscheinlich«, sprach ich weiter, »sonst hättest du mir etwas gesagt. Wenn ich jetzt mein Kreuz einsetze, wirst du Schmerzen spüren…«
»Das ist mir egal!« schrie sie mich an. »Das will ich doch. Ich will Schmerzen spüren, wenn ich dadurch erlöst bin.«
»Ja, akzeptiert. Aber du wirst kaum erlöst werden. Diese Schmerzen sind erst der Beginn. Sie werden mit dem Tod enden, denn man hat dir das Stigma des Bösen auf die Stirn gezeichnet. Wenn ich mein Kreuz einsetze, könnte ich dich verbrennen, und ich hätte damit meine Lebensretterin getötet.«
Marcia schwieg. Sie saß da, sackte zusammen. Es war sehr viel, was ich ihr zugemutet hatte, und ich konnte ihre Reaktion verstehen, aber

es war nicht mehr die Zeit, Rücksicht zu nehmen.

Wir schwiegen und atmeten heftig. Die Luft in diesem Verlies war nicht besonders.

Neben mir lag die Gestalt des toten Engels oder wer immer dieser Dördel auch gewesen sein mochte. Nur hatte es sein Geist geschafft, die Frau zu einem Spielball zu machen.

Irgendwann, es wußte wohl keiner von uns, wieviel Zeit vergangen war, fragte mich Marcia. »Was sollen wir denn tun?«

»Wir verlassen diese Gruft.«

»Und dann?«

»Verlassen wir auch den Ort.«

»Was ist mit meinem Stigma?«

Ich hob die Schultern. »Es wird bleiben - vorerst. Aber ich werde eine Möglichkeit finden, es dir zu nehmen. Wir brauchen aber etwas Zeit, um nachzudenken.«

»Mit deinem oder durch dein Kreuz?«

»Das kann ich jetzt noch nicht sagen, Marcia. Aber in London bist du besser aufgehoben. Dort kann ich mich wirklich um dich kümmern, und zwar so wie es sein soll.«

Ich stand inzwischen. Marcia saß noch. Sie schaute zu mir hoch. Ihr Gesicht war jetzt verzerrt, und das verfluchte Stigma trat noch dunkler und intensiver hervor. Je mehr ich es betrachtete, um so stärker war ich davon überzeugt, daß es kein Symbol des Guten war. Hier wollte mich eine andere Macht reinlegen…

»Bitte, Marcia«, sagte ich leise, »du mußt mir vertrauen.« Ich streckte ihr die Hand entgegen. »Komm, nimm sie.«

»Ja!« preßte sie hervor. »Ja, das werde ich auch. Ich werde deine Hand nehmen.« Sie ließ sich von mir hochziehen und blieb schwankend stehen. »Und du meinst, daß wir eine Lösung finden?«

»Bestimmt, Marcia. Wir müssen nur ein wenig Geduld haben.«

»Wieviel Geduld?«

Ich hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber ich kann mich da nicht auf eine Zeit festlegen.«

»Na ja, macht nichts.« Sie senkte den Kopf. »Du hast das Kreuz noch bei dir.«

»Es ist mein Schutz, ich trage es immer bei mir.«

»Klar.«

Ich drehte mich um, weil ich als erster dieses Verlies verlassen wollte.

Von außen konnte ich der doch ziemlich geschwächten Marcia hochhelfen.

Es konnte an mir gelegen haben. Ich hatte mich möglicherweise zu weit aus dem Fenster gelehnt und deshalb einige andere Dinge übersehen; vielleicht bewegten sich meine Gedanken auch schon

unbewußt durch die Zukunft, ich wußte es nicht. Jedenfalls war ich zu sehr abgelenkt von Marcia Morana, und das nutzte sie aus.

Ich hörte nichts und hatte meine Arme bereits ausgestreckt, um den Lukenrand zu erreichen, da aber war sie da. Blitzschnell griff sie zu, und eine Hand verschwand genau in der Jackentasche, in die ich mein Kreuz gesteckt hatte.

Sie wollte nicht so lange warten, sie wollte es darauf ankommen lassen, das wurde mir in dieser schrecklich langen Sekunde klar, als meine Hände noch den Rand der Luke umklammert hielten, sie dann aber losließ und herumfuhr.

Mit dem rechten Arm schnappte ich nach Marcia Morana, sie aber war bereits verschwunden. Ich sah sie im Hintergrund an der Wand stehen, und sie hielt mein Kreuz mit beiden Händen fest.

Ich starrte es an, dahinter sah ich ihr schrecklich verzerrtes Gesicht und schrie sie an.

»Nein, Marcia, nicht!«

Sie lachte nur.

»Tu es nicht - bitte!« Ich sprang nach vorn, um ihr das Kreuz aus den Händen zu schlagen.

Sie aber hatte sich bereits entschlossen. »Ich willll…!« brüllte sie und preßte sich den Talisman genau dort gegen die Stirn, wo sich das Kreuz abmalte.

Irrtum! Irrtum! Du hast dich geirrt! Alles ist ein verdammter Irrtum! Es klappt nicht, es war alles nur eine Theorie, nur eine Hypothese. Es ist nicht so, nicht…

Der irre Schrei belehrte mich eines Besseren. Marcia hatte alles gewagt und alles verloren.

Es war kein normales Kreuz, es war ein verändertes, einfach hingemalt oder auf die Haut gekratzt. Ich wußte es nicht mehr, ich sah nur, daß Marcia genau das Falsche getan hatte.

Das Kreuz zerstörte sie.

Sie ließ es fallen. Für einen Moment konnte ich noch ihr Gesicht erkennen, denn ich hatte die kleine Leuchte zur Seite gelegt, und Marcia fiel genau in den Strahl hinein.

Nein, das war kein Gesicht mehr! Das war nur noch eine Masse aus Blut und Haut.

Auf dem Bauch blieb Marcia liegen. Er kontrollierte trotzdem nach. Kein Herzschlag mehr, es war vorbei. Und als mir dies endgültig klar wurde, da hörte ich in meinem Rücken das Knacken und Knistern, als wäre etwas dabei, auseinanderzubrechen.

Ich drehte mich um. Überrascht war ich nicht, daß der Körper des Engels zusammenfiel. Seine Aufgabe war erfüllt, er konnte zu Staub werden, wie es sich gehörte.

Ich nahm die Lampe an mich und kletterte mühsam aus diesem alten

Verlies hervor.

***

In der Kirche fand ich zumindest die äußerliche Ruhe. Ich setzte mich in die zweite Bank, starrte auf den Altar und nahm ihn nicht auf, weil ich mit meinen Gedanken woanders war. Von draußen her drückte die Morgendämmerung gegen das alte Mauerwerk. Erste Sonnenstrahlen zeigten sich schüchtern an diesem neuen Tag und hinterließen auf den Scheiben schwache Reflexe.

Das alles konnte meine traurige Stimmung nicht heben. Meine Lebensretterin war tot. Die verfluchte Brut aus einer anderen Welt hatte diesmal gesiegt. Dabei wußte ich nicht mal genau, wer nun mein Feind gewesen war.

Letztendlich war es auch egal. Dem Bösen gehörten sie alle an, und manchmal sogar Kreaturen, die wir Menschen als Engel bezeichneten.

Es gab eben auf vielen Gebieten Licht und Schatten.

Ich stand auf und ging mit schweren Schritten durch das kleine Gotteshaus. Als ich die Tür öffnete, blendete mich die Sonne, und ich hörte auch das Zwitschern der Vögel.

Es würde sicherlich ein schöner Spätsommertag werden. Aber davon hatte ich persönlich nichts, gar nichts. Ich war nicht einmal mehr in der Lage, meiner Lebensretterin zu danken. Wieder einmal dachte ich daran, wie ungerecht das Schicksal manchmal sein konnte…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 929 »Engelsblut«